kathpress extra
14.-17. September 2026, Puchberg bei Wels

INT. SYMPOSIUM „SHAPING SYNODALITY IN EUROPE“

Synodalität: Kirchenvertreter werben in Wels für Europas Vielfalt 3
Kardinäle Hollerich und Nemet fordern zum Auftakt Zuhören und gegenseitiges Verständnis

Synodenworkshop Wels: Taufe als Grundlage des gemeinsamen Weges 5
187 Kirchenvertreter aus 31 Ländern beraten über Umsetzung der Weltsynode

Zulehner: Eucharistie muss "Weltverwandlung" nach sich ziehen 7
Kirche in Europa sollte sich Dynamik der Verwandlung durch die Eucharistie mehr vergegenwärtigen - Kardinal Nemet erinnert an gemeinsame Verantwortung aller Getauften - Vatikanische Expertin Sr. Becquart: Kirche muss durch Einheit Frieden in Europa stärken

Halik: Europa ist "Versuchslabor" für Kirche in säkularer Umwelt 9
Tschechischer Theologe: Europas Erfahrungen können Kirche und Weltkirche Orientierung geben - Synodalität als notwendige neue Reformation

Synodalität in Europa: Beziehungskultur statt bloßer Strukturreform 11
Podium in Puchberg: Synodale Kirche soll durch Zuhören, geistliche Unterscheidung und gelebte Beziehungen überzeugen - Europas Erfahrungen in Weltkirche einbringen

Theobald: Taufe ist Basis für synodale und missionarische Kirche 13
Theologe bei Synoden-Symposium in Puchberg: "Gleichheit aller Getauften verbindendes Element zwischen Mission der Kirche und deren synodaler Verwirklichung"

Von Krieg bis Digitalisierung: Europas Kirche vor neuen Fragen 14
Synodaltagung in Puchberg bei Wels mit Überblick über gegenwärtige zentrale Themen der Kirche Europas - Pastoralexpertin Eder-Cakl: Überraschende Vielfalt des Kontinents

Wijlens: Beteiligung von Laien an Leitungsgewalt hat stetig zugenommen 16
Niederländische Kirchenrechtsexpertin Wijlens bei Synoden-Symposium in Puchberg: "Man muss nicht auf Rom warten" bei Umsetzung der Beschlüsse des weltweiten Synodalen Prozesses

Wels: Synodalitäts-Gespräche mit Fokus auf Taufe, Zuhören und Leitung 17
Theologin Csiszar fasst Ergebnisse des europäischen Synodalitätssymposiums zusammen - Tischberichte als "geistlicher Resonanzraum" - Vorschlag eines "Europäischen Kirchenforums"

Kardinal Nemet: Kirche sollte Angst vor Demokratie ablegen 19
CCEE-Vizepräsident bei Synodalitäts-Symposium in Puchberg: Als Verteidigerin von Demokratie nach außen sollte Kirche deren Prinzipien auch intern vertreten und bestehende Möglichkeiten besser nutzen - Erzbischof Lackner: Offener Austausch gibt Hoffnung - Rektor Fuchs: Universität kann beitragen, "dass Entscheidungen besser getroffen werden"

Theologin Csiszar: Europas Kirchen lernen, Unterschiede auszuhalten 21
Resümee der Tagungsleiterin des Synodalitäts-Symposiums in Puchberg: Gewachsenes Vertrauen zwischen Ost und West schafft besseren Umgang mit Meinungsverschiedenheiten - Idee eines regelmäßigen "Europäischen Kirchenforums" weiter verfolgen

Katholische Aktion ruft Österreichs Bischöfe zu mehr Synodalität auf 22
KAÖ-Vizepräsidentin Renner nach Symposium in Puchberg bei Wels: Dialog und gemeinsam getroffene Entscheidungen "Frage der Glaubwürdigkeit einer geschwisterlichen Kirche"

I N T E R V I E W S

Becquart: Synodalität ist Weg zu missionarischer Kirche 24
Synodenexpertin aus Leitung des Generalsekretariats der Bischofssynode: Weltweiter Synodaler Weg mit Papst Leo XIV. in neuer Etappe - Sendung der Kirche dadurch verbessern

Wilmer: Kirchen in Europa müssen noch stärker zusammenrücken 25
Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz nimmt an Synodalitätstagung in Wels teil und betont im Blick auf Kirchenreformen: "Es ist wichtig, nicht alleine vorzupreschen"

Lackner: Synodalität darf nicht zu bloßem Schlagwort werden 26
Bischofskonferenz-Vorsitzender: Neue Art der Entscheidungsfindung in der Kirche muss im Alltag erfahrbar werden und Raum für unterschiedliche Erfahrungen und Sichtweisen schaffen

Marketz: "Alle wollen einen Aufbruch - man muss aber auch etwas tun" 27
Kärntner Bischof: Synodalität als Chance, Kirche stärker auf die Menschen auszurichten - Zuhören, Beteiligung und Mut zur Umsetzung von Veränderungen als Vorbedingung

Oster: Synodalität für Kirche "große Hoffnung in schwieriger Zeit" 28
Passauer Bischof: Vorbildwirkung für polarisierte Gesellschaft - Deutscher Synodaler Weg setzt geistliche Unterscheidung, Gespräche im geschützten Raum und Verzicht auf Agenda kaum um

Mate-Toth: Auf Stocken der Synodalität gemeinsame Antwort finden 29

D O K U M E N T A T I O N

Puzzlesteine einer "Roadmap" für Europa 31
Zusammenfassende Schlussbemerkung von Tagungsleiterin Klara Csiszar

"Synodalität ist um der Mission willen da" 36
Kardinal Jean-Claude Hollerich über Erfahrungen der Weltsynode, Synodalität, Beteiligung, Dezentralisierung und Rolle der Kirche in Europa

"Gewalt wird in Liebe umgewandelt und so Tod in Leben" 39
Theologe Zulehner über Eucharistie als "Weltverwandlung": Was Feier von Jesu Tod und Auferstehung mit Kirche und Einsatz für Frieden, Gerechtigkeit und Schöpfung zu tun hat

"Synodalität ist das Zweite Vatikanische Konzil in Kurzform" 42
Sr. Nathalie Becquart vom Synodensekretariats im Kathpress-Interview über Papst Leo XIV., Europas Rolle im weltweiten synodalen Prozess und weitere Schritte bis 2028

"Läuterung des Glaubens durch Privilegien-Verlust ist Europas Chance" 46
Wortlaut des Vortrags des Prager Religionsphilosophen Tomas Halik beim Symposium "Shaping Synodality in Europe" in Wels

"Zuhörende Kirche": Was Europa dazu an Best Practice Beispielen hat 55
Keynote-Vortrag von Pastoralinstituts-Direktorin Eder-Cakl bei Synodalitäts-Tagung in Wels

"Es ist die Kirche, die die Taufe macht und die Taufe macht die Kirche" 58
Wortlaut des Vortrags von Prof. Christoph Theobald SJ beim internationalen Symposium "Shaping Synodality in Europe - From Vision to Roadmap" im Bildungshaus Puchberg

B E R I C H T E V O M S Y M P O S I U M

Synodalität: Kirchenvertreter werben in Wels für Europas Vielfalt

Rund 180 Delegierte aus mehr als 30 Ländern beraten über Umsetzung der Weltsynode - Kardinäle Hollerich und Nemet mahnen zu mehr Zuhören und gegenseitigem Verständnis

Linz, 14.09.2026 (KAP) "In unseren Gesellschaften wird viel gesprochen und wenig gehört": Mit dieser Diagnose hat Kardinal Jean-Claude Hollerich zum Auftakt der internationalen Tagung zur Synodalität in Europa in Puchberg bei Wels den Anspruch der katholischen Kirche beschrieben, über innerkirchliche Reformen hinaus auch einen Beitrag zum gesellschaftlichen Zusammenleben zu leisten. Wer lerne, Gegensätze auszuhalten, ohne auseinanderzufallen, und respektvoll mit Verschiedenheit umzugehen, habe "einer solchen Gesellschaft etwas anzubieten", sagte der Luxemburger Erzbischof und Generalrelator der Weltsynode am Montag bei einer Pressekonferenz in Linz.

Hollerich warnte vor einer politischen Kultur, in der Menschen mit anderen Positionen rasch zu Gegnern erklärt würden. Gerade angesichts von Migration, Krieg und Zukunftsängsten brauche es Räume, in denen Menschen einander zuhören und zu verstehen versuchen, "was mein Gegenüber bewegt, welche Freude, Sorgen, welche Trauer und Ängste er oder sie hat". Genau ein solcher geschützter Raum solle in den kommenden Tagen in Wels entstehen. Die Kirche könne dabei nicht als Belehrende auftreten, sondern müsse selbst lernen, Spannungen auszuhalten und Verschiedenheit als Teil ihrer Gemeinschaft zu verstehen.

Erfahrungen zusammenführen

Die Pressekonferenz war der Auftakt der internationalen Tagung "Shaping Synodality in Europe. From Vision to Roadmap", die von Montag bis Donnerstag im diözesanen Bildungshaus Schloss Puchberg bei Wels stattfindet. Rund 180 Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus mehr als 30 Ländern kommen dort zusammen, darunter Delegationen aus 28 europäischen Bischofskonferenzen sowie 23 Bischöfe und zwei Kardinäle. Ziel ist es, unterschiedliche Erfahrungen und Perspektiven europäischer Ortskirchen zusammenzuführen und daraus eine "Roadmap" für die weitere Umsetzung der Weltsynode zu entwickeln. Organisiert wird die Tagung von der Abteilung für Synodalität der Katholischen Privat-Universität Linz (KU) gemeinsam mit der europäischen Taskforce für Synodalität und unter der Schirmherrschaft des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE).

Vielfalt als Normalform verstehen

"Vielfalt ist die Normalform", sagte Kardinal Ladislav Nemet, Erzbischof von Belgrad und CCEE-Vizepräsident. Katholische Kirche werde in Europa unter sehr unterschiedlichen Bedingungen gelebt: In manchen Ländern präge sie weiterhin das öffentliche Leben, in anderen müsse sie um jede Genehmigung kämpfen. Diese Unterschiede ließen sich nicht einfach beseitigen. "Wer aus einer großen Kirche kommt, sollte sich hüten, das eigene Tempo für das europäische zu halten", warnte Nemet. Gerade die Kirchen Mittel-, Ost- und Südosteuropas hätten aufgrund ihrer historischen Erfahrungen eigene Gründe, bei Fragen der Mitbestimmung vorsichtiger zu sein.

Nemet verwies zugleich auf die ökumenische Dimension. In Südosteuropa lebten Katholiken, Orthodoxe und Protestanten vielfach in denselben Familien. Orthodoxe Kirchen verfügten über lange Erfahrungen mit synodalen Verfahren. Daraus könne die katholische Kirche lernen. "Kirchen können Versöhnung üben", sagte der Kardinal. Von der Tagung in Puchberg erwarte er, dass auch Stimmen zu Wort kommen, "die sonst untergehen: die der kleinen Kirche, der Frau, der jungen Leute, derer, die anderer Meinung sind". Europa werde häufig als Kontinent der Krisen beschrieben. Er halte aber dagegen: "Das kann ein Kontinent der Hoffnung werden."

Frauen-Frage ernst nehmen

Auch der Linzer Diözesanbischof Manfred Scheuer plädierte für eine Synodalität, die nicht nur als Strukturreform verstanden wird. Synodalität sei zunächst eine geistliche Haltung und ein "Stil, Kirche zu sein". Wer ausschließlich in der eigenen Blase bleibe und die jeweils anderen abwerte, werde diesem Anspruch nicht gerecht. Es brauche "grundsätzliche Anerkennung und Wertschätzung", sagte Scheuer. Unterschiedliche Geschwindigkeiten und Positionen seien kein Mangel: "Entschiedenheit ist kein Defizit, Unterschiede sind kein Mangel, sondern Pluralität kann bereichern."

Scheuer verwies auf Erfahrungen in der Diözese Linz, insbesondere auf den seit 2021 laufenden "Zukunftsweg". Leitungsverantwortung werde dort bewusst geteilt. Im Strukturprozess stehe nicht ein einzelner Pfarrer an der Spitze, sondern pastorale und wirtschaftliche Verantwortung würden gemeinsam wahrgenommen - auch von Frauen. Zugleich gebe es Grenzen durch das Kirchenrecht. Gerade über die Möglichkeiten und Grenzen solcher Veränderungen solle in Puchberg gesprochen werden.

Eine zentrale offene Frage bleibt für Scheuer die Beteiligung von Frauen. "Frauen tragen einen Großteil der Arbeit", sagte der Bischof. Dass ihre Verantwortung und Beteiligung damit bereits ausreichend entfaltet sei, werde von vielen zu Recht nicht so empfunden. Die Frage sei mit dem Ende der Weltsynode keineswegs endgültig beantwortet. "Ich habe keine Lösung - aber kein Verständnis, wenn wir so tun, als gäbe es die Frage nicht."

Die einbeziehen, die sonst übersehen werden

Die Vizerektorin der KU Linz und Leiterin der dortigen Abteilung für Synodalität, Prof. Klara Csiszar, beschrieb Synodalität als eine Perspektivveränderung. Es gehe nicht darum, zusätzlich zu bisherigen Aufgaben ein weiteres Programm zu absolvieren. Vielmehr müsse man sich immer wieder fragen: "Wer ist nicht mit uns unterwegs?" und "Wer ist in gewissen Gremien nicht vertreten?" Auch Universitäten und Pfarren könnten diese Haltung einüben, etwa indem bei Entscheidungen bewusst jene einbezogen würden, die sonst selten eine Stimme hätten.

Die 2024 gegründete Linzer Universitätsabteilung ist nach Angaben Csiszars die erste Einrichtung dieser Art an einer europäischen Universität. Seit Februar 2025 arbeitet dort eine Forschungsgruppe mit rund 20 Theologinnen und Theologen sowie Kirchenrechtlern aus Ost- und Westeuropa daran, Voraussetzungen für eine dauerhafte synodale Kultur zu untersuchen. Dazu kam ein Universitätslehrgang, die "School of Synodality". Das Puchberger Symposium sei aus der Frage entstanden, wie die Beschlüsse der Weltsynode von 2024 in unterschiedlichen europäischen Kontexten umgesetzt werden könnten.

Wie Synodalität konkret aussehen kann, schilderte Kardinal Hollerich am Beispiel seiner Diözese Luxemburg. Neben Priesterrat und Pastoralrat gibt es dort einen Jugendrat, den er bei wichtigen Fragen der Diözese einbezieht. Die Treffen folgten dabei bewusst nicht den üblichen kirchlichen Formen: "Sitzen auf dem Boden, essen Pizza, wir nehmen uns Zeit, beten miteinander." Dabei entstünden "neue Ideen", sagte der Kardinal. Junge Menschen müsse man gerade in ihrer Suche nach eigenen Ausdrucksformen ernst nehmen. So beobachte er etwa Jugendliche, die bewusst die Mundkommunion auf Knien wählten. Dies sei nicht unbedingt als Konservatismus zu verstehen, vielmehr suchten sie nach Identität. "Man muss Jugend ernst nehmen wollen", sagte Hollerich. Dafür brauche es vor allem Menschen, die bereit seien, sie auf diesem Weg zu begleiten.

Europa nicht Maßstab

Auch um die Frage, wie die Kirche auf den zunehmenden Populismus reagieren kann, ging es bei der Pressekonferenz. Kardinal Nemet plädierte für eine doppelte Strategie: Die Kirche müsse "klar sagen, was nicht mit den evangelischen Werten mitgeht", zugleich aber fragen, "wo wir das Vertrauen vom Volk Gottes verloren" hätten. Dass Menschen kirchlichen Positionen zustimmen, bei Wahlen dann aber anders entscheiden, müsse die Kirche ernst nehmen. "Der Kirche wird nie so zugehört, wie sie sich das selbst erwartet", sagte Nemet. Gerade deshalb müsse sie - als

weiterhin größte Organisation, die Menschen in Pfarren und Gremien zusammenbringen könne - mehr mit Menschen ins Gespräch kommen und brach liegende Möglichkeiten dazu stärker nützen.

Hollerich warnte zugleich vor einem europäischen Überlegenheitsgefühl. Europa sei nicht der Maßstab für die Weltkirche. Die katholischen Kirchen anderer Kontinente hätten eigene Erfahrungen und könnten auch Europa wichtige Impulse geben. Nemet bezeichnete insbesondere den lateinamerikanischen Bischofsrat CELAM als mögliches Vorbild für Europa. "Die Kirche ist viel reicher, alle Kontinente haben ihre eigenen Charakteristika, die sollen sich entwickeln."

Einigkeit bestand bei den Kardinälen darüber, dass Synodalität nicht zu einem europäischen Einheitsmodell führen werde. Dezentrale Lösungen könnten vielmehr notwendig sein, damit Ortskirchen auf ihre jeweiligen gesellschaftlichen und kulturellen Bedingungen reagieren könnten. Nemet nannte als Beispiele größere Spielräume für Bischofskonferenzen und stärkere Beteiligung des Volkes Gottes bei der Auswahl von Bischöfen. Hollerich verwies auf die Bedeutung kontinentaler Zusammenschlüsse und auf die Notwendigkeit, das Evangelium in einer Sprache zu vermitteln, die auch junge Menschen verstehen.

Liturgie, Gesellschaft und Kirchenstrukturen

In Puchberg sollen an drei Arbeitstagen zunächst die geistliche und liturgische Dimension, danach die gesellschaftlichen Realitäten Europas - darunter Krieg, Migration und Polarisierung - sowie schließlich Strukturen, Ämter und Entscheidungsprozesse im Mittelpunkt stehen. Die unterschiedlichen Stimmen sollen am Ende in eine "Roadmap" einfließen. Entscheidungen würden in Puchberg ausdrücklich nicht getroffen, betonte Csiszar. Die Ergebnisse sollen vielmehr anschließend ausgewertet und dem CCEE-Präsidium vorgelegt werden.

Hollerich erinnerte an den weiteren Zeitplan des weltweiten synodalen Prozesses: Bis Ende 2026 sollen die Diözesen erste Schritte aus dem Schlussdokument umsetzen. 2027 folgen Auswertungen auf diözesaner und nationaler Ebene, im Frühjahr 2028 eine kontinentale Phase. Für Oktober 2028 ist in Rom eine gesamtkirchliche Versammlung geplant. Sie werde weder ein Konzil noch eine klassische Bischofssynode sein, sondern "etwas Neues", sagte Hollerich. Entscheidend sei letztlich jedoch nicht Rom. "Der eigene Ort, an dem sich Synodalität bewähren muss, sind Pfarren, Diözesen, Ausbildungsstätten, Universitäten und kirchliche Gremien vor Ort."

Für Scheuer verbindet sich damit eine Hoffnung, die über Strukturfragen hinausgeht: "Ich wünsche mir, dass die Kirche nach diesem Prozess etwas jünger ausschaut. Und dass wir erfahren, wozu wir da sind." Es gehe darum, dass "mehr Freude, Liebe in die Welt kommt", so der Linzer Bischof, der bei der Tagung als Gastgeber fungiert.

Synodenworkshop Wels: Taufe als Grundlage des gemeinsamen Weges

187 Kirchenvertreter aus 31 Ländern beraten über Umsetzung der Weltsynode - Auftakt mit Plädoyer für Zuhören, Vielfalt und gemeinsame Verantwortung

Linz, 14.09.2026 (KAP) Mit einem Plädoyer für mehr Zuhören, gegenseitiges Verständnis und die Anerkennung kirchlicher Vielfalt hat am Montag im Bildungshaus Schloss Puchberg bei Wels der internationale Workshop zur Synodalität in Europa begonnen. 187 Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus 31 Ländern beraten bis Donnerstag darüber, wie die Ergebnisse der Weltsynode in den europäischen Ortskirchen konkret umgesetzt werden können. Im Mittelpunkt der Tagung stehen die Frage nach dem gesellschaftlichen Beitrag der Kirche, unterschiedliche kirchliche Erfahrungen in Europa sowie die Weiterentwicklung von Strukturen und Entscheidungsprozessen. Im Mittelpunkt des ersten Arbeitstages stand die Taufe als Grundlage synodaler Kirche.

Die Tagung unter dem Titel "Shaping Synodality in Europe. From Vision to Roadmap" wird von der Abteilung für Synodalität der Katholischen Privat-Universität Linz (KU) gemeinsam mit der

europäischen Taskforce für Synodalität und unter der Schirmherrschaft des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE) unter der Führung von CCEE-Präsident Erzbischof Gintaras Grusas sowie dessen Vizepräsidenten, die Kardinäle Ladislav Nemet und Jean-Claude Hollerich, veranstaltet. Vertreten sind 29 Bischofskonferenzen und CCEE-Mitgliedskirchen, darunter auch katholische Ostkirchen. Das Präsidium gehören . Aus Österreich nehmen unter anderen Erzbischof Franz Lackner sowie die Bischöfe Josef Marketz und Manfred Scheuer teil. Auch Ordensleute, Theologinnen und Theologen, Studierende und weitere Fachleute sind vertreten.

Tagungsleiterin Klara Csiszar sprach angesichts der großen Beteiligung von einem "überwältigenden Bild". Die Teilnehmer arbeiten in 21 bewusst gemischten Tischgruppen. Unterschiedliche Regionen, Generationen, Geschlechter und kirchliche Erfahrungen sollen dabei zusammenkommen. "Wir formen Synodalität in Europa", hatte Csiszar bereits im Vorfeld erklärt. Es gehe darum, Erfahrungen, Sorgen und Hoffnungen miteinander zu teilen und "nicht übereinander in Karikaturen" zu reden. Die Ergebnisse der Gespräche sollen in eine weitere Auswertung und in eine "Roadmap" für die Umsetzung der Synodalität einfließen.

Umsetzung in verschiedenen Geschwindigkeiten

CCEE-Präsident Grusas bezeichnete die Tagung als wichtigen Schritt in einer neuen Phase des weltweiten Synodenprozesses. Nun gehe es nicht mehr nur um Reflexion, sondern um Umsetzung. Dabei dürfe Synodalität nicht mit einem bestimmten Regierungsmodell verwechselt werden. "Die Kirche kennt nur eine Macht, die fähig ist, ihr Leben zu erneuern: die des Heiligen Geistes", sagte Grusas. Synodalität bedeute deshalb, zuzuhören, zu unterscheiden und gemeinsam darauf zu achten, wohin der Geist die Kirche führe. Unterschiedliche Geschwindigkeiten und Erfahrungen seien dabei kein Hindernis. Die Herausforderung bestehe nicht in Einheitlichkeit, sondern darin, "Gemeinschaft zu stärken, Einheit in der Vielfalt zu suchen".

Kardinal Nemet verlas eine Grußbotschaft von Papst Leo an die Teilnehmer. Der Papst würdigte darin die Tagung als Möglichkeit, gegenseitiges Verständnis zu vertiefen und die Herausforderungen Europas "im Lichte des heiligen Evangeliums" zu betrachten. Bildungshausdirektor Christoph Burgstaller von Schloss Puchberg bezeichnete das Treffen als "Hoffnungszeichen, dass Kirche sich nachhaltig entwickeln will".

Gottes Wirken in jedem Getauften

Einen Schwerpunkt des ersten Tages bildete die Frage, was die Taufe für eine synodale Kirche bedeutet. Der an der KU Linz lehrende Theologe Predrag Bukovica verwies auf das Schlussdokument der Weltsynode, das die gleiche Würde aller Getauften hervorhebt. Die Taufe sei nicht bloß der Ausgangspunkt des christlichen Lebens, sondern "Leben selbst" und Grundlage der Ekklesiologie. Mit der Taufe werde jeder Mensch in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen und erhalte zugleich eine eigene Berufung und eigene Charismen. Damit verbinde sich ein synodales Verständnis von Kirche, in dem nicht nur die Stimmen der Amtsträger, sondern die Charismen und Erfahrungen aller Getauften Gewicht haben.

Diese Perspektive verbinde die Gleichheit der Getauften mit der Anerkennung ihrer unterschiedlichen Gaben, so Bukovica. Eine synodale Kirche müsse deshalb beides zusammenhalten: die Einheit des Leibes Christi und die Vielfalt seiner Glieder. Die Eucharistie mache diese Verbindung sichtbar und die Kirche einem Orchester ähnlich, in dem unterschiedliche Instrumente gemeinsam einen Klang ergeben. Liturgie sei ihrem Wesen nach synodal: "Wenn wir ihr nachspüren, entdecken wir nichts Neues, sondern entdecken vielmehr das wieder, was oft lange nicht sichtbar war", so der Vortragende.

Erfahrungsschatz der Ostkirchen

Wie weit diese Vielfalt reicht, zeigte der Beitrag der Theologin Xenia Sereghy über die katholischen Ostkirchen. Synodalität könne nicht monolithisch verstanden werden, sondern müsse auch die unterschiedlichen liturgischen Traditionen der Kirche ernst nehmen. Gerade die Ostkirchen verfügten teilweise über lange Erfahrungen mit kollegialen und organischen

Leitungsformen. "Vielfalt ist höchster und schönster Ausdruck der Einheit", so eine der zentralen Aussagen der aus Ungarn stammenden Linzer Kirchenrechtlerin. Die Ostkirchen könnten damit zu "Übungsfeldern für eine synodale Kirche" werden - und zugleich Brücken zur Orthodoxie bilden.

"Der ökumenische Theologe Robert Svaton weitete die Perspektive über die katholische Kirche hinaus. Synodalität sei nicht nur eine innerkirchliche Reformagenda, beschreibe sie das Schlussdokument der Weltsynode doch als "gemeinsames Gehen der Christen mit Christus und auf das Reich Gottes zu, in Einheit mit der ganzen Menschheit". Die in der Taufe begründete neue Beziehung zu Gott und untereinander müsse daher auch gesellschaftliche Wirkung entfalten. Synodalität und Ökumene zielten letztlich auf eine versöhnte Menschheit. Darin sah Svaton auch eine gesellschaftliche Dimension des Treffens: In einem Europa, das von Krieg, Polarisierung und gesellschaftlichen Spannungen geprägt ist, könne die Kirche durch ihren eigenen Umgang mit Verschiedenheit zeigen, wie Zusammenleben gelingen kann.

Synodalität als "Grammatik des Friedens"

Sr. Nathalie Becquart, Untersekretärin des vatikanischen Synodensekretariats, stellte den Workshop zugleich in den größeren europäischen Kontext. Synodalität sei angesichts von Spaltungen, Polarisierung, Krieg und der damit verbundenen Verzweiflung vieler Menschen nicht nur eine innerkirchliche Frage. Sie bezeichnete sie mit einem Wort von Papst Franziskus als "Grammatik des Friedens" und als eine Art "soziale Prophezeiung". Gerade in Europa müsse die Kirche zeigen, dass unterschiedliche Perspektiven nicht zwangsläufig zu Spaltung führen müssen. Zuhören, Dialog und Versöhnung seien dabei nicht nur Methoden kirchlicher Beratung, sondern konkrete Formen, Frieden einzuüben. "Vielleicht lässt sich Frieden ohne zu viel von Synodalität zu sprechen durch Zuhören, Dialog und Versöhnung erreichen", zitierte Becquart den verstorbenen Papst.

Die Kirche könne der Welt diese "Grammatik des Friedens" aber nur glaubwürdig vorschlagen, wenn sie sie zunächst selbst lebe. Der synodale Weg müsse deshalb Beziehungen zwischen Menschen, Kirchen und Kulturen stärken, auch zwischen Ost und West. Gerade angesichts von Migration und einer zunehmend vielfältigen europäischen Gesellschaft gehe es darum, Zugehörigkeit nicht mehr nur geografisch zu denken, sondern als ein "Netzwerk aus Beziehungen und Kulturen", so die vatikanische Untersekretärin.

"Roadmap" soll Synoden-Umsetzung vorantreiben

Die in Puchberg gesammelten Erfahrungen und Anregungen sollen in einen Fahrplan ("Roadmap") für die weitere Umsetzung der Weltsynode einfließen. Die derzeit geltenden Vorgaben sehen vor, dass die Umsetzungsphase in den Ortskirchen bis Ende 2026 läuft. Im ersten Halbjahr 2027 folgen Evaluierungsversammlungen in den Diözesen und Eparchien, im zweiten Halbjahr Beratungen auf Ebene der Bischofskonferenzen und anderer kirchlicher Zusammenschlüsse. Im ersten Halbjahr 2028 werden die Erfahrungen auf kontinentaler Ebene zusammengeführt. Im Oktober 2028 soll der Prozess schließlich in einer kirchlichen Versammlung in Rom münden.

Zulehner: Eucharistie muss "Weltverwandlung" nach sich ziehen

Pastoraltheologe bei Synodenworkshop in Wels: Kirche in Europa sollte sich Dynamik der Verwandlung durch die Eucharistie mehr vergegenwärtigen - Kardinal Nemet erinnert an gemeinsame Verantwortung aller Getauften - Vatikanische Synodalitäts-Expertin Sr. Becquart: Kirche muss Einheit in Vielfalt selbst leben und so zu Frieden in Europa beitragen

Linz, 15.09.2026 (KAP) Der Pastoraltheologe Paul M. Zulehner deutet die Eucharistie als Auftrag zur Veränderung von Kirche und Gesellschaft. In einer Meditation beim internationalen Synodenworkshop in Schloss Puchberg bei Wels stellte er am Montagabend die Frage, ob die Eucharistie tatsächlich eine "Weltverwandlung" anstoßen könne. Auch in Österreich feierten weiterhin

rund 600.000 Menschen sonntags Eucharistie, sagte Zulehner. Entscheidend sei jedoch nicht allein die Zahl der Feiernden, sondern was die Messfeier mit ihnen mache. Die Eucharistie sei nicht mit der liturgischen Wandlung von Brot und Wein abgeschlossen, sondern müsse die Feiernden selbst und über sie auch die Welt verändern.

Ausgangspunkt für Zulehners Meditation war eine Predigt von Papst Benedikt XVI. (2005-2013) beim Weltjugendtag im Jahr 2005 in Köln. Benedikt habe damals die Eucharistie als Prozess beschrieben, dessen Ziel die "Verwandlung der Welt dahin ist, dass Gott alles in allem sei". Im Zentrum stehe dabei eine grundlegende Veränderung: "Gewalt wird in Liebe umgewandelt und so Tod in Leben." Das Essen des einen Brotes müsse zur Einheit der Feiernden führen. Diese würden von einer Verwandlung erfasst, welche von ihnen aus "auf die Welt im Ganzen übergreifen" solle, damit die Liebe Christi "das beherrschende Maß der Welt werde".

Zulehner bezog diese Gedanken auf die Situation der Kirche in Europa. Der Kontinent sei "nach so vielen Jahren des 'Nie-wieder' voll von Gewalt und Krieg". Hinzu kämen die Belastungen der Schöpfung, Gewalt gegen Frauen sowie Gewalt "am Anfang und Ende des Lebens". Gewalt habe auch das Völkerrecht zerstört. Gerade in diese Situation hinein feiere die Kirche das Gedächtnis des Todes Jesu am Kreuz. Die Frage sei deshalb, ob die Eucharistie tatsächlich dazu führe, dass eine "Europaverwandlung" stattfinde.

Folgen des Eucharistie-Empfangs

In einem von Zulehner zitierten Gedicht des deutschen Theologen Lothar Zenetti wird zunächst die Messe als das Wichtigste in der Kirche bezeichnet und dann die Wandlung als das Wichtigste in der Messe. Darauf folgt die provokante Wendung: Wenn man sage, das Wichtigste in der Kirche sei die Verwandlung, würden viele Katholiken antworten: "Nein, alles soll bleiben wie es ist!" Zulehner fragte deshalb, ob es in der Eucharistie tatsächlich um die Verwandlung der Menschen gehe oder nur um jene der Gaben: "Vielleicht sagen gar zu viele derer, die Gott selbst zu einer sonntäglichen Eucharistiefeier zusammengerufen hatte: Gott, verwandle die Gaben, aber uns lass in Ruh?"

Zulehner sah darin einen möglichen gewichtigen Schwachpunkt kirchlichen Lebens in Europa. Wenn Menschen sich von der Eucharistiefeier tatsächlich verwandeln ließen, müsste dies Folgen für den Umgang mit Geflüchteten, für den Schutz der Schöpfung und für den Einsatz für Frieden und Gerechtigkeit haben, so seine Überlegung. Sie müssten dann ein "größeres Herz" für diese Anliegen haben, etwa stärker auf ihren ökologischen Fußabdruck achten, "weit mehr als Söhne und Töchter der Bergpredigt" aus dem Gottesdienst hinausgehen und sich für Frieden einsetzen.

Taufe als Grundlage der Synodalität

In der anschließenden Abendmesse stellte Kardinal Ladislav Nemet die Taufe in den Mittelpunkt seiner Predigt und griff dabei das Bild des Wassers auf. Die Trockenheit in vielen Teilen Europas habe neu vor Augen geführt, dass Wasser kein selbstverständlicher Besitz, sondern ein "Geschenk" sei. Auch die Taufe stehe für eine Quelle des Lebens, die nicht nur reinige, sondern neues Leben ermögliche. Sie sei dabei kein abgeschlossenes Ereignis, sondern der Beginn eines lebenslangen Prozesses. Mit der Taufe werde der Mensch aus seiner Vereinzelung herausgeführt und in die Gemeinschaft des Leibes Christi aufgenommen.

Darin liege auch die Grundlage für ein synodales Verständnis von Kirche, sagte der Erzbischof von Belgrad: "Weil jede und jeder von uns durch dieselbe Taufe in denselben Leib Christi eingefügt ist, tragen wir gemeinsam Verantwortung für den Weg der Kirche." Kein Getaufter sei dabei "bloß Zuschauer". Alle seien auf unterschiedliche Weise und mit unterschiedlichen Gaben an der Verantwortung für die Kirche beteiligt. Eine synodale Kirche müsse daher aus der gemeinsamen Taufe heraus leben, aufeinander hören und füreinander Verantwortung übernehmen.

Synodalität als Weg zum Frieden

Von gelebter Synodalität als "eucharistischer Weg" sprach die Vatikan-Expertin Sr. Nathalie Becquart vom Generalsekretariat der Bischofssynode in einer weiteren Meditation nach der

Kommunion. Einheit in der Vielfalt und missionarische Gemeinschaft als Früchte der Synodalität entstünden nicht ohne den Weg über das Kreuz, der jedoch "zur Auferstehung, zum Frieden und zu jener Harmonie, auf die wir hier in Europa so sehr warten" führe. Synodalität verlange dabei innere Veränderung. Wer sich auf einen synodalen Prozess einlasse, müsse bereit sein, "auf unsere eigenen, stets begrenzten Visionen zu verzichten" und sich im Dialog verändern zu lassen. Es gehe darum, "auf der Suche nach Konsens auf die Impulse des Heiligen Geistes zu hören".

Aus ihren Erfahrungen im weltweiten Synodenprozess habe sie zunehmend erkannt, dass Synodalität mehr sei als eine Methode oder ein Reformprogramm, so die Untersekretärin des römischen Synodensekretariats. Sie berühre "das Geheimnis der Kirche selbst" und sei eine "konstitutive Dimension" der Kirche. Ein einheitliches Modell könne es dabei nicht geben. "Ausgangspunkt der Synodalität ist immer die Realität" - die jeweilige Ortskirche mit ihrer Geschichte, ihren Gaben und Wunden. Es gehe darum, Inkulturation und zugleich den Austausch zwischen den Kirchen und den Mitgliedern des Volkes Gottes zu fördern. "Wir alle befinden uns noch in einem Lernprozess", so Sr. Becquart.

Für Europa habe dies angesichts von "Spaltungen, Polarisierungen, Konflikten und Kriegen" besondere Bedeutung. Die Kirche müsse Beziehungen zwischen Menschen, Kulturen und Kirchen stärken und lernen, Verschiedenheit in einer gemeinsamen Bewegung zusammenzuhalten. Synodalität sei dabei zunächst eine geistliche Haltung, die das Leben der Getauften und die Sendung der Kirche prägen müsse. Einheit in der Vielfalt könne nicht einfach hergestellt werden, sondern werde "gewoben und empfangen, nachdem Menschen den Weg durch das Kreuz gegangen sind".

Europas Kirchen im Austausch

Der internationale Workshop "Shaping Synodality in Europe. From Vision to Roadmap" findet von Montag bis Donnerstag im Bildungshaus Schloss Puchberg bei Wels statt. 187 Delegierte aus 31 europäischen Ländern, darunter Vertreter von 29 Bischofskonferenzen und CCEE-Mitgliedskirchen, beraten in 21 Tischgruppen über die weitere Umsetzung der Weltsynode. Die Ergebnisse sollen in eine "Roadmap" einfließen. Ab Ende 2026 sollen die Diözesen erste Umsetzungsschritte setzen, 2027 folgt die Auswertung auf diözesaner und nationaler Ebene. Für 2028 sind eine kontinentale Phase und im Oktober eine internationale kirchliche Versammlung in Rom vorgesehen.

Halik: Europa ist "Versuchslabor" für Kirche in säkularer Umwelt

Tschechischer Theologe bei Synoden-Workshop in Schloss Puchberg: Europas Erfahrungen können Kirche und Weltkirche Orientierung geben - Synodalität als notwendige neue Reformation

Linz, 15.09.2026 (KAP) Europa ist nach den Worten des tschechischen Religionsphilosophen Tomas Halik ein "Versuchslabor für die Präsenz des Christentums in einer säkularen Umwelt". Der Kontinent könne aus seiner langen und ambivalenten Erfahrung mit Christentum, Säkularisierung und kirchlicher Erneuerung lernen, sagte Halik am Dienstag beim Internationalen Symposium "Shaping Synodality in Europe" im oberösterreichischen Schloss Puchberg in Wels. Europa sei "nicht mehr der Lehrer der Welt", sondern müsse auch auf die Kirchen anderer Kontinente hören. Die Kirche wiederum müsse ihre Grenzen überschreiten und Synodalität als "Kultur der Beziehung" verstehen.

Europa sei auch im Zugang der Gesellschaften zu Religion keine einheitliche Größe. Französische laïcité, skandinavisches Staatschristentum, das deutsche konfessionelle Umfeld, mediterraner Katholizismus und die Erfahrungen Mittel- und Osteuropas stünden für unterschiedliche Wege. "Auf Europa hören bedeutet vor allem, einer langen, dramatischen und ambivalenten Erfahrung der Veränderungen des Christentums in der Geschichte zuzuhören", so Halik.

Das Zweite Vatikanische Konzil (1962-1965) habe mit dem Auftrag, die "Zeichen der Zeit" zu deuten, eine dauerhafte Methode theologischen Arbeitens formuliert, unterstrich der international bekannte Theologe und Priester. Gefragt werden müsse, was Europas Entwicklung über "das Verhältnis von Glaube und Kultur, von Evangelium und Macht, von Kirche und Welt, von Religion und menschlicher Freiheit" aussage. Tradition sei "kein Museum vorgefertigter Antworten" und auch keine "Wiederholung", sondern vielmehr ein "Wachstum im Verständnis".

Mangelware geistlicher Zusammenhalt

Zugleich befinde sich Europa in einem tiefen politischen, wirtschaftlichen, kulturellen und religiösen Umbruch. Die internationale Ordnung seit 1945 durchlaufe eine Krise, hinzu kämen demografische Veränderungen, Migration, Klimawandel sowie digitale Medien und Künstliche Intelligenz. Dahinter stehe eine "Krise des gemeinsamen Sinns". Europa leide neben fehlendem politischen Konsens auch unter "einem Mangel an geistigem Zusammenhalt".

Auch die Säkularisierung müsse differenziert betrachtet werden, so Halik. Sie sei nicht nur Verlust, sondern auch eine Geschichte der "Emanzipation des menschlichen Gewissens" und der Trennung religiöser und politischer Macht. Für die Kirche könne Säkularisierung eine "Katharsis" sein und sie durch den Verlust gesellschaftlicher Privilegien "freier, demütiger und glaubwürdiger" machen. Zugleich sei die säkulare Gesellschaft jedoch auch von "konsumistischem Individualismus", von Einsamkeit und Fragmentierung geprägt. Auf den Massenatheismus sei ein "Zeitalter des Massen-Apatheismus" gefolgt: Menschen lehnten christliche Antworten häufig nicht ab, "sie hören vielmehr auf, die Fragen zu stellen, auf die die Kirche antwortet".

"Neue Reformation" vonnöten

Frühere kirchliche Reformen hätten den Säkularisierungsprozess nicht aufhalten können, sagte Halik. Das Zweite Vatikanische Konzil habe wichtige Veränderungen gebracht, die "Neuevangelisierung" unter Papst Johannes Paul II. (1978-2005) habe den Prozess jedoch nicht gestoppt. Die Missbrauchsskandale hätten die Glaubwürdigkeit kirchlicher Institutionen erschüttert und die Notwendigkeit einer "neuen Reformation" gezeigt - einer Veränderung von "Macht, Autorität und Kommunikation innerhalb der Kirche".

Die synodale Reform müsse deshalb zu den "Peripherien" führen. Dazu gehörten auch Menschen, die ihre Beziehung zur institutionellen Kirche verloren oder nie aufgebaut hätten. Halik verwies auf ein Wort von Kardinal Jorge Mario Bergoglio kurz vor dessen Wahl zu Papst Franziskus: "Jesus steht vor der Tür und klopft an. Heute jedoch klopft Jesus von innen. Er möchte hinausgehen, und wir müssen ihm folgen." Ziel sei, so Halik: "Wir müssen wirklich eine Kirche für alle werden - per tutti."

Einander verwandeln ohne zu vereinnahmen

Konkret müsse die Kirche in einer zunehmend fragmentierten Welt "eine andere Vision des menschlichen Zusammenlebens anbieten". Halik verwies auf die Trinitätslehre und das Verständnis Gottes als "Gemeinschaft von Beziehungen". Synodalität könne eine "Schule perichoretischer Kultur" sein. Einheit entstehe nicht durch die Beseitigung von Unterschieden, sondern wenn Verschiedene einen Raum schaffen, "in dem sie einander verwandeln können, ohne einander zu vereinnahmen".

Dafür müsse Europa auch auf die Weltkirche hören. Die Kirchen Afrikas, Asiens und Lateinamerikas seien "keine jüngeren Versionen der europäischen Kirche". Europa könne von ihnen lernen und zugleich eigene Erfahrungen mit kritischer Theologie, Gewissensfreiheit und institutioneller Rechenschaftspflicht einbringen. Auf Europa zu hören bedeute laut Halik, "seine Geschichte als Frage, als Warnung und als Verheißung anzunehmen". Europas Beitrag zur Weltkirche seien dabei keine "vorgefertigten Antworten", sondern es gehe um den "Mut, einander zuzuhören, gemeinsam zu unterscheiden und gemeinsam zu hoffen".

Synodalität in Europa: Beziehungskultur statt bloßer Strukturreform

Podium in Puchberg: Synodale Kirche soll durch Zuhören, geistliche Unterscheidung und gelebte Beziehungen überzeugen - Europas Erfahrungen in Weltkirche einbringen

Linz, 16.09.2026 (KAP) Die Synodalität soll in Europa nicht bei Gesprächsformaten und kirchlichen Strukturfragen stehen bleiben. Entscheidend seien vielmehr neue Formen von Beziehungen, eine Kultur des Zuhörens und die Fähigkeit zur geistlichen Unterscheidung. - Das war Tenor einer Podiumsdiskussion, die am Dienstag bei einem von der Katholischen Privatuniversität (KU) Linz und der Task Force Synodalität veranstalteten Symposium über Synodalität in Puchberg bei Wels stattgefunden hat. Zugleich ging es um die Frage, was Europa in den weltweiten synodalen Prozess einbringen kann und wo die Kirche angesichts von Säkularisierung, Migration, Klimawandel und gesellschaftlicher Polarisierung gefordert ist.

Der ungarische Theologe Csaba Török rückte die Beziehung ins Zentrum. An seinem Tisch - bei der Versammlung von über 180 Delegierten aus 31 europäischen Ländern finden die Beratungen an insgesamt 21 gemischten Tischgruppen statt - sei man zunächst bei drei Begriffen gelandet: "Persönliche, wahre, tiefe Beziehung." Ohne innere Umkehr auf dieses Ziel hin liefen auch institutionelle Veränderungen und neue Prozesse Gefahr, zu bloßen Formalitäten zu werden. Synodalität sei weniger ein Programm als eine Existenzweise und ein "Stil", so Török. Die Kirche gebe der Welt "nicht nur, was wir denken", sondern vor allem: "Wir geben der Welt, was wir sind."

Gerade angesichts von Polarisierung, Hass und Krieg brauche es diese Beziehungskultur, so der in Budapest, Esztergom und Györ lehrende Theologe. Beziehung bedeute "Empfindlichkeiten, Empathie und Fähigkeit, einander mit anderen Augen zu sehen". Auch Konflikte innerhalb der Kirche könnten nicht einfach durch eine Entscheidung für die eine oder andere Seite gelöst werden. Nötig sei vielmehr ein gemeinsamer Weg der geistlichen Unterscheidung, im Gebet und im Gespräch. Dieser Weg könne bereits in den Pfarren beginnen.

"Grammatik und heilige Pflicht"

Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Bischof Heiner Wilmer, bezeichnete Synodalität als "heilige Pflicht der Kirche" und als eine Art "Grammatik der katholischen Kirche". Papst Franziskus habe bereits gesagt, Synodalität sei die Grundform der Kirche. Für Wilmer ist der synodale Weg zugleich eine Chance für Europa: Die Kirche könne "gemeinsam als verwundete Menschen und verwundete Kirche" auf die "verwundeten Menschen in Europa und darüber hinaus" zugehen.

Zugleich plädierte Wilmer für eine stärkere ökumenische Zusammenarbeit. Grundlage sei die gemeinsame Taufe als das wichtigste Sakrament, von dem sich alle weiteren Sakramente ableiteten. Neben Lutheranern, Anglikanern und Reformierten müsse dabei in Westeuropa auch die Orthodoxie stärker in den Blick genommen werden. Als Vorbild nannte Wilmer die Gemeinschaft von Taizé, die zeige, "wie wir inklusiv Kirche sind, wie wir Menschen begleiten, ohne sie mit Macht zu beeinflussen".

Als weitere Aufgabe nannte Wilmer eine stärkere Hinwendung zur Bibel. Es müsse darum gehen, "wie Menschen aus der Bibel Kraft gewinnen" und wie die Heilige Schrift sie begleiten können, und das auch in Pfarren, Schulen, Familien und katechetischen Gruppen.

Frauen-Gleichberechtigung

Die Schweizer Synodenteilnehmerin Helena Jeppesen-Spuhler verwies auf die Bedeutung der persönlichen Begegnung. Die Erfahrungen aus der Weltsynode und den europäischen Treffen hätten deren Wichtigkeit aufgezeigt. Begegnungen und Austausch veränderten den Diskurs. Europa müsse deshalb auf dem synodalen Weg weitergehen und die Ergebnisse der Synode in den Ortskirchen umsetzen.

Eine zentrale Frage sei dabei die Stellung der Frauen in der Kirche: "Synodale Kirche kann nur ausstrahlen, wenn sie eine gleichberechtigte Kirche ist", so die Programmverantwortliche für die Philippinen beim Hilfswerk "Fastenaktion". Die Frage der Gleichberechtigung der Frau müsse deshalb auch in der Weltkirche weiter angesprochen werden.

Migration und Klimawandel

Eine weitere Spannung wurde beim Thema Migration und Europas Außengrenzen sichtbar. Jeppesen-Spuhler betonte, die Kirche müsse sich weiterhin für "Gerechtigkeit, Diakonie, die Schwächsten in unseren Gesellschaften" einsetzen. Auch die Frage der Migration müsse dabei eine wichtige Rolle spielen. Die Kirche verfüge zugleich über ein großes internationales Netzwerk kirchlicher und nichtkirchlicher Akteure, die sich für Gerechtigkeit und Transformation einsetzten.

Auch der Klimawandel wurde als Herausforderung benannt. Anja Appel von der Koordinierungsstelle der Österreichischen Bischofskonferenz (KOO) verwies darauf, dass wissenschaftliche Erkenntnisse nicht einfach abgewehrt werden könnten. Die Kirche müsse die "Zeichen der Zeit" erkennen und die Zusammenarbeit mit der Wissenschaft weiterführen. Zugleich brauche es die unterschiedlichen Begabungen und Perspektiven der Beteiligten: "Wir brauchen viele Sprachen, das Wort Gottes zu übersetzen."

Den synodalen Prozess verglich Appel mit einem Orchester: Wenn einer Geige und ein anderer Trompete spiele, müsse man darauf vertrauen, "dass es in Summe das richtige Konzert ist". Synodalität könne ein solcher Weg des Vertrauens sein.

Säkularisierung und die Kirche

Als besondere europäische Erfahrung wurde die Säkularisierung angesprochen. Török verwies auf die historische Entwicklung des Verhältnisses von Kirche und Staat und auf die von Papst Benedikt XVI. beschriebene "Entweltlichung" der Kirche. Die Säkularisierung könne auch als Freisetzung verstanden werden, die der Kirche helfe, ihre eigentliche Sendung neu wahrzunehmen. Europa habe durch seine Geschichte diesbezügliche Erfahrungen gemacht, die auch für andere Ortskirchen hilfreich sein könnten.

Gleichzeitig warnte der litauische Erzbischof Gintaras Grusas davor, gesellschaftliche Modelle unkritisch in die Kirche zu übernehmen. Als Beispiel nannte er die Gefahr, einen "gewissen Parlamentarismus" in kirchliche Strukturen zu übertragen. Die Kirche müsse sich gesellschaftlich engagieren, dürfe dabei aber "nicht zur NGO werden". Gerade in der digitalen Welt müsse sie darauf achten, "einen wirklichen christlichen und katholischen Ansatz" zu bewahren.

Auch in seiner Predigt bei einer Eucharistiefeier am selben Tag warnte Grusas davor, Synodalität auf Strukturfragen zu reduzieren. Strukturen, Prozesse und pastorale Pläne hätten zwar ihre Berechtigung, die Umsetzung der Synode werde aber "neue Formen des Zuhörens, Zusammenarbeit und Unterscheidung" erfordern. Bleibe sie "nur organisatorischer Natur", werde sie keine Früchte tragen. Maßstab sei nicht, "ob schnell voranschreitet", sondern "ob größere Übereinstimmung mit Jesus" erreicht werde, so der Präsident des Europäischen Bischofsrates CCEE, unter dessen Schirmherrschaft der Tagung stattfindet. Der synodale Weg müsse deshalb "unter dem Kreuz" beginnen, wo "Ehrgeiz dem Dienst weicht" und der Mensch lerne, "zu empfangen statt zu beherrschen".

Theobald: Taufe ist Basis für synodale und missionarische Kirche

Theologe bei Synoden-Symposium in Puchberg: "Gleichheit aller Getauften verbindendes Element zwischen Mission der Kirche und deren synodaler Verwirklichung"

Linz, 16.09.2026 (KAP) Das Sakrament der Taufe und die Gleichheit aller Getauften bilden die Basis und theologische Grundvoraussetzung für eine synodale und missionarische Kirche. Das hat der Theologe Christoph Theobald in seinem Hauptvortrag am Mittwoch beim internationalen Symposium "Shaping Synodality in Europe" betont, das noch bis Donnerstag in Puchberg bei Wels stattfindet. Ausgangspunkt seiner Darlegungen war dabei das Schlussdokument (SD) des noch von Papst Franziskus eingeleiteten weltweiten Prozesses, das laut Theobald in entscheidenden Punkten an den Ergebnissen des Zweiten Vatikanischen Konzils anknüpft.

Bei seinem Vortrag über "Taufexistenz und Taufekklesiologie" rief der früher in Paris lehrende Professor für Fundamentaltheologie und Dogmatik die zentrale These des vatikanischen Synodendokuments in Erinnerung und sagte: "Die Gleichheit aller Getauften ist das verbindende Element zwischen der Mission der Kirche und deren synodaler Verwirklichung; sie ist die sakramental-theologische Voraussetzung missionarisch orientierter Synodalität." Diese These impliziere zugleich ein Verständnis von Kirche, das nicht unmittelbar auf der Eucharistiefeier aufbaut, sondern in den drei Initiationssakramenten (Taufe, Firmung und Eucharistie) als einem ganzheitlichen, mit der Taufe beginnenden Prozess ihre Wurzel habe.

Gewichtverlagerung von Eucharistie zu Taufe

Wie Theobald ausführte, habe es - eingeleitet mit dem Konzil, seiner Rezeption und jetzt durch den weltweiten Synodalen Prozess - eine "Gewichtverlagerung von einer eucharistischen zu einer Taufekklesiologie" gegeben. Ausdruck eines von der Eucharistie ausgehenden Selbstverständnisses von Kirche sei eine noch vom Theologen Henri de Lubac 1953 geprägte und bekannte Formel: "Es ist die Kirche, die die Eucharistie macht (qui fait l'Eucharistie), es ist aber auch die Eucharistie, die die Kirche macht (qui fait l'Eglise)." Diese an sich wertvolle, zirkulare Einsicht stehe laut Theobald allerdings in der Gefahr, die Eucharistie als drittes Initiationssakrament und das mit ihm verbundene geweihte Amt von der Taufdynamik zu isolieren.

Das Schlussdokument der Synode vertrete demgegenüber aber von Anfang an eine Taufekklesiologie, denn: "Die Identität des Volkes Gottes erwächst aus der Taufe im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes" (SD 15) - und führt die Eucharistie erst in einem zweiten Schritt ein." Man könne laut Theobald daher durchaus folgende neue Formel wagen: "Es ist die Kirche, die die Taufe macht (oder feiert); es ist aber auch die Taufe, die die Kirche macht (oder aus der Taufe erwachsen lässt)."

Gleichheit als Gabe und Aufgabe

Die wichtigste theologische Implikation der Taufe ortete Theobald in der "Gleichheit aller Getauften". Diese sei bereits im Konzilsdokument über die Kirche (Lumen gentium Nr. 32) grundgelegt. Die Gleichheit aller Getauften und ihre gemeinsame Verantwortung sei nicht nur eine Gabe, sondern auch eine Aufgabe, denn: "Die allererste Frucht dieser Gleichheit und Verantwortung ist dann der Freimut (Parrhesia), mit der alle Getauften aufeinander hören lernen, miteinander reden und gegenseitig mitteilen, was sie empfangen haben", so Theobald unter Bezugnahme auf ein Wesensmerkmal des Synodalen Prozesses.

Für die Zeit nach der Weltsynode ortete Theobald einen "langen Lernprozess in Europa", der sich unideologisch an die unterschiedlichen lokalen Situationen anpassen sollte. Zentral dabei seien ein Enddecken und Beleben der je eigenen "Taufexistenz" der Gläubigen und einer daraus folgenden "Taufekklesiologie" im Selbstverständnis der Kirche. Theobald abschließend: "Vielleicht darf man hoffen, dass die bald anstehende europäische Kirchenversammlung, jenseits aller gegenseitigen Karikaturen, einen geschwisterlichen Austausch über die hier angesprochenen Erfahrungen ermöglicht."

Von Krieg bis Digitalisierung: Europas Kirche vor neuen Fragen

Synodaltagung in Puchberg bei Wels mit Überblick über gegenwärtige zentrale Themen der Kirche Europas - Pastoralexpertin Eder-Cakl: Überraschende Vielfalt des Kontinents

Linz, 15.09.2026 (KAP) Krieg, Migration, Klimawandel, gesellschaftliche Polarisierung und Digitalisierung gehören nach Einschätzung der Theologin Gabriele Eder-Cakl zu den zentralen Themen für die katholische Kirche in Europa. Zugleich gebe es in den einzelnen Regionen unterschiedliche Erfahrungen und Antworten auf gesellschaftliche Veränderungen. Bei der Synodalkonferenz "Shaping Synodality in Europe" in Wels stellte Eder-Cakl am Dienstag Beispiele für Formen des Zuhörens und kirchlicher Präsenz vor. "Europas Vielfalt überrascht. Das ist eine Erkenntnis", sagte die Direktorin des Österreichischen Pastoralinstituts.

Eder-Cakl nahm die Teilnehmer in ihrer Keynote auf eine Reise durch verschiedene Regionen Europas mit. Am Balkan verwies sie auf das Zusammenleben von Katholiken und Orthodoxen, in Albanien auf die Erfahrung religiöser Vielfalt. In Rumänien hob sie Kirchen als Orte des Innehaltens hervor. Mit Blick auf die Ukraine stellte sie den Friedensauftrag der Christen in den Mittelpunkt. "Frieden stiften ist 'der' Grundauftrag der Christinnen und Christen", sagte Eder-Cakl. Als historisches Beispiel nannte sie die Leipziger Nikolaikirche, in der die Montagsgebete 1989 zu einem wichtigen Impuls für die friedliche Revolution wurden.

Missionsgebiet Digitalsphäre

Zu den europäischen Themen zählte Eder-Cakl auch den Klimawandel und die Migration. Die Klimabewegung junger Menschen habe unter dem Titel "Religions for Future" Kirchen und Religionsgemeinschaften in mehreren Ländern zusammengebracht. Europa sei zugleich für viele Menschen ein Sehnsuchtsort, während andere auf der Flucht dorthin ihr Leben verlören. "Migration und der Einsatz für Menschenwürde ist ein wichtiges Thema für Europa und somit auch für die Katholische Kirche in Europa", sagte die Vortragende.

Auch Geschlechtergerechtigkeit, Ökumene und Digitalisierung gehörten zu den Themen, die Eder-Cakl auf ihrer Europareise ansprach. Der digitale Raum sei inzwischen ein wesentlicher Lebensbereich, in dem junge Menschen nach religiöser Orientierung suchten. Die Kirche müsse dort präsent sein, zugleich aber Wege in reale Gemeinschaft eröffnen. Auch Pilgerwege, Kirchenbesuche und die Seelsorge bei Großveranstaltungen seien Formen zeitgemäßer Pastoral. Menschen suchten weiterhin das Gespräch über persönliche und existenzielle Fragen. Die Aufgabe der Kirche sei es, "die Liebe zu enthüllen, den Menschen den nächsten Schritt im Leben zu ermöglichen und das in einer Sprache der Liebe zu tun".

"Godfluencer" bringen Sinnfragen zur Sprache

An den Vortrag anschließende Statements aus den europäischen Regionen verdeutlichten die unterschiedlichen Schwerpunkte. Geert De Cubber aus Flandern berichtete über digitale Strategien der katholischen Kirche in Belgien. Das Portal Otheo bündele Nachrichten, Pfarrinhalte und Glaubensbildung. Das Jugendnetzwerk Kamino arbeite stärker mit sozialen Medien und jungen christlichen Content-Creators, sogenannten "Godfluencern". Inhalte über Sakramente und Sinnfragen kämen dabei häufig besser an als reine Lifestyle-Themen.

Mit dem Projekt "Via" betreibe Kamino zudem einen auf kirchlichen Dokumenten und eigenen Materialien basierenden Chatbot, der als erste Anlaufstelle für religiöse Fragen dienen soll. Bei sensiblen Themen werde an Jugendseelsorger weitergeleitet. Das Ziel sei nicht, digitale Kontakte an die Stelle von Gemeinschaft zu setzen. Vielmehr zeigen die Erfahrungen aus Flandern laut De Cubber ein wiederkehrendes Muster: "Soziale Medien und Via schaffen Aufmerksamkeit und einen ersten, niedrigschwelligen Kontakt." Die eigentliche Begegnung bleibe aber "immer persönlich, physisch und gemeinschaftlich".

"Einheit der Wunden" in Südosteuropa

Kardinal Ladislav Nemet, katholischer Erzbischof von Belgrad, berichtete über die ökumenische Situation in Serbien. Für die kleine katholische Kirche in dem orthodox geprägten Land sei die Zusammenarbeit mit der Orthodoxie Alltag. Gemeinsames Gebet könne allerdings nicht immer am Anfang einer ökumenischen Begegnung stehen. Orthodoxe und katholische Kirchen hätten unterschiedliche Vorstellungen davon, was gemeinsames Beten ausdrücke.

Deshalb beginne Ökumene vielfach beim gemeinsamen Leben, sagte Nemet. Besuche, gemeinsame Mahlzeiten, Kaffee und Gastfreundschaft könnten persönliche Beziehungen schaffen. Auch die Teilnahme an Gottesdiensten der jeweils anderen Kirche sei wichtig, ohne dabei die eigene kirchliche Identität aufzugeben. In Südosteuropa gebe es durch Krieg, Migration und gesellschaftliche Veränderungen eine "Einheit der Wunden", die Katholiken und Orthodoxe gleichermaßen betreffe, so der Kardinal. Voraussetzung für weitere Schritte sei die Bereitschaft, sich vom anderen berühren zu lassen.

Krieg und die Frage nach Gott

Die ukrainische Ärztin und Hochschullehrerin Oksana Furman schilderte die Folgen des Krieges aus persönlicher und medizinischer Perspektive. Sie habe zwei Cousins im Krieg verloren und erlebe die Folgen der Gewalt in ihrer Arbeit unmittelbar. Besonders eindrücklich berichtete sie von einer 14-jährigen Patientin aus Butscha, die während der russischen Besatzung sexuelle Gewalt gegen ihre Eltern miterlebt hatte. Nach dem Tod des Vaters habe das Mädchen aufgehört zu sprechen. "Das ist für mich eines der Gesichter des Krieges: wenn das Böse so brutal in eine Familie eindringt, dass sogar die Stimme eines Kindes verstummt", sagte Furman.

Auch Kinder fragten angesichts des Krieges nach Gott, berichtete die Ärztin. Ein siebenjähriges Kind habe wissen wollen, warum es am 1. September nicht in sein Klassenzimmer gehen könne, sondern wegen Luftalarm und Drohnenangriffen im Schutzraum sitzen müsse. "Warum hat Gott das zugelassen? Warum stoppt Gott das nicht?", lauteten Fragen, die sie immer wieder höre.

Zugleich erlebe sie mitten im Krieg konkrete Zeichen christlicher Hoffnung: Menschen teilten Brot, Unterkunft, Medikamente, Zeit, Tränen und Gebet. "Ich habe den Glauben nicht als eine Idee erlebt, sondern als eine Hand, die sich einem anderen Menschen entgegenstreckt", sagte Furman. Europa brauche heute nicht nur ein politisches, sondern auch ein geistliches Zeugnis für Frieden und Menschenwürde. Ihr persönlicher Zugang zu dem Leid in ihrem Land: "Christus ist auferstanden, und deshalb ist keine Wunde außerhalb der Reichweite der Liebe Gottes."

Polarisierung und Nationalismus

Der irische Priester Declan Hurley stellte die Themen Polarisierung, Nationalismus und Migration in den Mittelpunkt. Historische Konflikte könnten gesellschaftliche Gruppen so prägen, dass Identität und Zugehörigkeit nicht mehr mit, sondern gegen andere definiert würden. Mit dieser Dynamik sei man in Irland vertraut. "Wir können uns in gesellschaftlichen Fehlern und Fehlentwicklungen verfangen, die Hindernisse zwischen Menschen und Gemeinschaften schaffen", sagte Hurley. Auch Nationalismus könne von einem positiven Gefühl von Identität und Zugehörigkeit in ein Instrument der Ausgrenzung kippen. Dadurch könne die Fähigkeit verloren gehen, den anderen noch als Bruder oder Schwester wahrzunehmen und ihm zuzuhören.

Eng damit verbunden sei die Frage der Migration. Irland habe innerhalb einer Generation den Wandel vom Auswanderungs- zum Einwanderungsland erlebt. Die Kirche müsse deshalb dazu beitragen, dass Menschen unterschiedlicher Herkunft gemeinsam leben, beten und handeln könnten. "Eine synodale Kirche, in der wir einen Weg finden, zusammen zu sein, gemeinsam zu gehen, gemeinsam zu beten und gemeinsam zu dienen - das ist unsere beste Chance", sagte Hurley. Die Antwort auf Polarisierung und Ausgrenzung müsse letztlich von Hoffnung getragen sein.

Frankreich: Neue Situation durch Taufbewerber

Der Bischof von Troyes, Alexandre Joly, berichtete von einem deutlichen Anstieg der Zahl erwachsener Taufbewerber in Frankreich. In der Kirchenprovinz Paris habe sich die Zahl der erwachsenen Katechumenen innerhalb von fünf Jahren von 1.249 im Jahr 2021 auf 3.158 im Jahr 2026 erhöht. In seiner Diözese sei die Zahl von 25 auf 75 gestiegen, hinzu kämen 50 ältere Jugendliche, so Troyes. Nach einer Erhebung der Französischen Bischofskonferenz sind mittlerweile 42 Prozent der Katechumenen zwischen 18 und 25 Jahre alt.

Auffällig sei, dass diese Menschen vielfach nicht durch kirchliche Programme erreicht würden, sondern aus eigener Initiative kämen. "Der Heilige Geist geht der Aktion der Kirche oft voraus", sagte Joly. Die neuen Taufbewerber forderten die Kirche heraus, ihre bisherigen pastoralen Abläufe zu hinterfragen. Viele kämen mit einem Bedürfnis nach Orientierung, Zugehörigkeit oder persönlicher Begleitung. "Es geht nicht mehr darum, auf die Taufe vorzubereiten, sondern eine Begegnung mit Christus und mit dem Leben der Kirche zu begleiten", so der Bischof.

Dabei dürfe die Begleitung nicht mit der Taufe enden. Gerade die Zeit danach, das sogenannte Neophytat, sei entscheidend, damit die Neugetauften nicht allein blieben. Die neuen Katechumenen seien damit nicht nur Empfänger pastoraler Angebote, sondern könnten die Kirche selbst "durch die Freude der Begegnung" aus ihren Gewohnheiten herausführen.

Wijlens: Beteiligung von Laien an Leitungsgewalt wächst stetig

Niederländische Kirchenrechtsexpertin Wijlens bei Synoden-Symposium in Puchberg: "Man muss nicht auf Rom warten" bei Umsetzung der Beschlüsse des weltweiten Synodalen Prozesses

Linz, 16.09.2026 (KAP) Die Beteiligung von Laien an der kirchlichen Leitungsgewalt hat seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil stetig zugenommen und durch den weltweiten Synodalen Prozess eine zusätzliche Legitimation erhalten. Diesen Befund hat die Kirchenrechtsexpertin Myriam Wijlens am Mittwoch beim internationalen Symposium "Shaping Synodality in Europe" präsentiert, das noch bis Donnerstag in Puchberg bei Wels stattfindet. Die in Erfurt lehrende Kanonistin ist auch Konsultorin des vatikanischen Generalsekretariats der Bischofssynode und sieht in der Umsetzung des Synodendokuments die Diözesanbischöfe und Bischofskonferenzen gefordert. Es gelte im Rahmen der Umsetzung die eröffneten Spielräume zu gestalten. "Man muss nicht auf Rom warten", so Wijlens resümierend.

So seien die Bischofskonferenzen und die Diözesanbischöfe aufgefordert, wirksame Formen und Verfahren der Rechenschaftspflicht und Bewertung zu entwickeln, sagte die Kirchenrechtlerin unter Bezugnahme auf das Schlussdokument der Synode. Bischöfe und Bischofskonferenz hätten auch die Aufgaben "synodal zu handeln und dabei die Gläubigen - auch die Frauen - einzubeziehen". Dabei gelte es "das kanonische Recht sowie den jeweiligen Kontext zu beachten, einschließlich der zivilrechtlichen Anforderungen, der berechtigten Erwartungen der Gesellschaft und der Verfügbarkeit von Fachleuten auf diesem Gebiet".

Aktive Teilhabe von Laien stärken

"Während der gesamten Synode von 2021 bis 2024 und aus aller Welt heraus war das Thema, das am eindringlichsten zur Sprache kam, die aktive Teilhabe aller Getauften", betonte die KIrchenrechtsexpertin. Ein wichtiger Aspekt dabei sei die Mitwirkung der Laien an der Leitung in der Kirche. Ein Blick auf die Entwicklungen beim kirchlichen Eherecht zeige, dass in diesem Bereich die Ausübung von Leitungsgewalt durch Laien deutlich zugenommen habe. So sei im Jahr 1970 noch geregelt gewesen, dass die Entscheidungsbefugnis im kirchlichen Eheverfahren bei einem Kollegium bestehend aus drei Priestern lag. Inzwischen habe sich das deutlich gewandelt. So sei

es seit 2015 möglich, dass dieses Gremium, das über die Nichtigkeit einer Ehe entscheidet, aus zwei Frauen und einem Diakon, der verheiratet sein kann, bestehen könne.

Eine weitere bedeutende Entwicklung habe sich im Jahr 2021 ereignet, als Papst Franziskus das Privileg von Kardinälen, Bischöfen und apostolischen Nuntien abschaffte, in Verfahren vor den Gerichten des Vatikan ausschließlich vom Papst angehört zu werden. Der Papst erlaubte Laien, in diesen Verfahren als Richter zu fungieren. So sei Kardinal Giovanni Becciu der erste Kardinal gewesen, der vor einem Laienrichter stand.

Laien in vatikanischen Führungsämtern

Eine deutliche Zunahme der Beteiligung von Laien an der Leitung der Kirche habe schließlich die Kurienreform durch Papst Franziskus gebracht. Seither ist es möglich, dass Laien Führungsämter in der Römischen Kurie bekleiden können, die mit Leitungsbefugnissen verbunden sein können, betonte Wijlens.

So wurden 2023 drei Frauen zu Mitgliedern des Dikasteriums für die Bischöfe ernannt, die damit an den Verfahren zur Ernennung von Bischöfen beteiligt sind. "Im Anschluss daran ernannte Papst Franziskus zunächst eine Sekretärin für das Dikasterium für die Institute des geweihten Lebens und später auch eine Präfektin. Papst Leo XIV. bestätigte nicht nur diese Ernennung, sondern ernannte auch weitere Präfektinnen und Leiterinnen von Dikasterien", hielt Wijlens fest.

Besonders interessant an diesen Beispielen sei, "dass diesen Personen die Leitungsbefugnisse nicht ad personam übertragen werden. Es ist äußerst wichtig zu erkennen, dass sich nicht das Gesetz geändert hat, sondern dessen Anwendung. Es wurde anerkannt, dass das bereits existierende Amt einem Laien anvertraut werden konnte". Dies habe Auswirkungen darauf, wie man die Mitwirkung von Laien - und somit von Frauen - in Zukunft weiter ausgestalten könne. Mehr als bisher sollte man sich daher fragen, "ob bestehende Ämter auf Diözesanebene die Ausübung der Weihegewalt überhaupt erfordern. Wenn nicht, können wir diese dann Laien übertragen?", so Wijlens.

Synodalitäts-Gespräche mit Fokus auf Taufe, Zuhören und Leitung

Theologin Csiszar fasst Ergebnisse des europäischen Synodalitätssymposiums zusammen - Tischberichte sollen als "geistlicher Resonanzraum" weiterwirken - Vorschlag eines "Europäischen Kirchenforums"

Linz, 16.09.2026 (KAP) Die aktive Teilhabe aller Getauften, ein stärkeres Zuhören in der Kirche sowie eine neue Kultur von Beziehungen und Leitung: Diese Themen haben sich nach den Worten der Linzer Theologin Klara Csiszar in den Tischberatungen des europäischen Synodalitätssymposiums "Shaping Synodality in Europe" als wichtige Anliegen der Kirchenvertreter aus 31 Ländern herauskristallisiert. Veranstaltet wurde das viertägige Symposium von der Katholischen Privat-Universität Linz (KU Linz), deren Vizerektorin Csiszar ist und an der sie die Abteilung für Synodalität leitet; der Rat der europäischen Bischofskonferenzen (CCEE) hatte die Schirmherrschaft übernommen.

Die Beratungen fanden an den drei Arbeitstagen in 21 Tischgruppen mit jeweils acht bis neun Teilnehmern statt. Bei der Zusammensetzung sei bewusst auf eine breite Durchmischung geachtet worden, erklärte Csiszar. Norden und Süden sowie Osten und Westen Europas sollten ebenso zusammenkommen wie unterschiedliche Generationen, Geschlechter und kirchliche Erfahrungen. An jedem Tisch waren auch ein Bischof und Studierende vertreten. Gesprochen wurde auf Deutsch, Italienisch, Französisch und Englisch mit durchgehender Simultanübersetzung bei Vorträgen.

Ein wiederkehrendes Element waren die aus dem weltweiten Synodenprozess bekannten "Conversations in the Spirit". Dabei hören die Teilnehmer zunächst einander zu, bevor sie auf die

Beiträge reagieren. Auch persönliche Erfahrungen und geistliche Einsichten sollten Raum bekommen. Zu den jeweiligen Tagungsthemen erhielten die Gruppen konkrete Fragen; Berichterstatter fassten die Gespräche anschließend zusammen.

Taufe und Zuhören

Bei der Auswertung der Berichte betonte Csiszar, darin hätten sich "Erfahrungen, Spannungen, Hoffnungen, Widersprüche und viele offene Fragen" verdichtet. Die Texte seien für den weiteren Weg wichtig, weil sie eine Richtung aufzeigten. Was in Puchberg entstanden sei, sei "kein Protokoll, sondern ein geistlicher Resonanzraum".

Besonders deutlich sei die Frage nach der Bedeutung der Taufe geworden. Sie sei Grundlage gemeinsamer Würde und Verantwortung und "Anfang unseres gemeinsamen Kirchseins". Zugleich werde diese Taufwürde in der kirchlichen Wirklichkeit oft zu wenig bewusst und gewinne "zu wenig konkrete Gestalt". Die Frage bleibe daher bestehen: "Wenn wirklich nichts größer ist als die Taufe, warum prägt sie unser kirchliches Leben dann oft so wenig sichtbar?"

Mehrfach sei zudem die Sorge geäußert worden, die Kirche könne Antworten auf Fragen geben, die niemand gestellt habe. Csiszar formulierte: "Er [Gott] stellt uns nicht zuerst vor die Frage, ob wir die richtigen Antworten haben, er stellt uns vor die Frage, ob wir die wirklichen Fragen gehört haben." Synodalität beginne dort, "wo wir nicht zuerst erklären, sondern zuhören". Zuhören bedeute dabei mehr als höfliches Anhören: "Hören heißt, sich unterbrechen zu lassen" und sich von dem, was man hört, auch verändern zu lassen.

Beziehungen und die Wunden Europas

Als weitere Konsequenz beschrieb Csiszar eine "Umkehr der Beziehungen". Die Tische hätten nicht zuerst weitere Programme gefordert, sondern "Gastfreundschaft, Nähe, Begleitung" und eine Kirche, die Menschen nicht nur anspricht, sondern wahrnimmt. Die Kirche müsse nicht zuerst fragen, "wie kommen die Menschen wieder zu uns", sondern: "Wie gehen wir zu ihnen, wie werden wir dort gegenwärtig, wo sie leben?"

Pfarren blieben dafür wichtige Orte. Entscheidend sei, "ob Menschen wahrgenommen werden, ob sie willkommen sind, ob Vertrauen wachsen kann". Auch junge Menschen sollten nicht lediglich als Zielgruppe pastoraler Angebote betrachtet werden, sondern als "Glaubende, Suchende, Fragende, Begabte", die Verantwortung übernehmen können.

Besonders stark sei in den Beratungen die Frage nach den "Wunden Europas" hervorgetreten. Europa sei geprägt von Krieg, Angst, Gewalt und Flucht, Polarisierung, Erschöpfung, Vertrauensverlust, Einsamkeit, Missbrauch und religiöser Entfremdung, zugleich aber von der Sehnsucht nach Frieden, Gemeinschaft, Würde, Gerechtigkeit und Hoffnung. Csiszar fragte: "Wo begegnen wir in den Wunden der Menschen Europas dem auferstandenen Christus?" Der Auferstandene sei "nicht der Unverletzte, er bleibt der Verwundete".

Von der Gesprächskultur zur Leitung

Synodalität dürfe laut den Berichten nicht bei einer gelungenen Gesprächskultur stehen bleiben. Gefragt worden sei nach klaren Wegen von Beratung, Verantwortung, Entscheidung und Rechenschaft: "Wer wird gehört? Wer berät? Wer entscheidet?" Beteiligung dürfe nicht nur symbolisch sein. Diese Fragen richteten sich laut Csiszar nicht gegen das Amt, sondern nach dessen Glaubwürdigkeit. "Amt ist nicht Besitzstand, Amt ist Dienst" - an der Einheit, an der Unterscheidung und "an der Sendung der ganzen Kirche".

Csiszar brachte deshalb konkrete Erprobungsräume ins Spiel, darunter "Berufungscoaching". Dieses solle nicht primär der Nachwuchsgewinnung dienen, sondern Menschen helfen, ihre Berufung und ihre unterschiedlichen Gaben zu entdecken und zu gestalten. Berufung könne Verantwortung in Familie und Beruf ebenso umfassen wie soziales, wissenschaftliches oder politisches Engagement, geistliche Gemeinschaften und kirchliche Ämter. Auch Bischöfe und andere

Leitungspersonen bräuchten Begleitung, etwa durch kollegiale Beratung, geistliche Begleitung und ehrliche Rückmeldungen.

Persönliche Bilanz der Tagungsleiterin

Über die Auswertung der Tischberichte hinaus formulierte Csiszar auch eigene Schlussfolgerungen. Als mögliche "Roadmap" regte sie ein europäisches Kirchenforum an, einen "geistlichen und theologischen Raum", in dem die Kirchen Europas gemeinsam die "Zeichen der Zeit" deuten könnten. Nicht Strukturen sollten im Mittelpunkt stehen, sondern die Frage, "was geschieht mit Menschen" - wo Angst, Polarisierung und Einsamkeit wachsen, aber auch Hoffnung, Solidarität, neue Formen von Glauben, Berufung und Verantwortung.

Die Tage hätten gezeigt, wie wichtig es sei, Räume für Begegnung zu öffnen. "Wir reden weniger in Karikaturen übereinander, sondern wir haben Gesichter und auch Leidensgeschichten", sagte Csiszar. Wo Beziehungsarbeit stattfinde und Vertrauen entstehe, werde Angst abgebaut. Als mögliche Fortsetzung nannte sie einen Vorschlag aus Belgien für ein Symposium im Oktober 2027 an der Katholischen Universität Löwen (UCLouvain). Dies sei zunächst "ein Vorschlag, eine Einladung", den sie dem CCEE-Präsidium vorlegen wolle.

Weiterarbeit mit den Ergebnissen

Die Ergebnisse werden nach den Angaben Csiszars von der Forschungsgruppe Synodalität und der Taskforce Synodalität weiter ausgewertet. Beim Treffen des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE) im Oktober in Salzburg sollen sie vorgestellt und weiter beraten werden. Die Ergebnisse und eine daraus entstehende "Roadmap" sollen zudem in die weiteren europäischen Beratungen im Vorfeld der gesamtkirchlichen Synodenversammlung in Rom 2028 einfließen. Ein fertiges Grundsatz- oder Abschlussdokument war für das Symposium nicht vorgesehen.

Zum Abschluss verwies Csiszar auf die "missionarische Freude", die sie in Puchberg erlebt habe: die Freude an Begegnung über Grenzen hinweg und daran, dass Verschiedenheit nicht notwendig zur Spaltung führen müsse. Darin könnte "der tiefste Ertrag dieser Tage" liegen. Für sie sei sichtbar geworden: "Kirche ist kein Museum", sei "nicht gerufen, das Evangelium hinter Glas auszustellen". Sie sei auch "kein fertiges Produkt, sondern ereignet sich tagtäglich unter uns - und die Zukunft ist vor uns und die Einladung diese Zukunft zu gestalten".

Kardinal Nemet: Kirche sollte Angst vor Demokratie ablegen

CCEE-Vizepräsident bei Synodalitäts-Symposium in Puchberg: Als Verteidigerin von Demokratie nach außen sollte Kirche deren Prinzipien auch intern vertreten und bestehende Möglichkeiten besser nutzen - Erzbischof Lackner: Offener Austausch gibt Hoffnung - Rektor Fuchs: Universität kann beitragen, "dass Entscheidungen besser getroffen werden"

Linz, 17.09.2026 (KAP) Kardinal Ladislav Nemet hat zum Abschluss des Symposiums über Synodalität in Puchberg bei Wels den Blick vor allem auf die innerkirchlichen Voraussetzungen für Synodalität und auf die Rolle der Kirche in Europa gerichtet. Dabei zog er in seinem Resümee am Mittwochabend überraschend deutliche Parallelen zu demokratischen Prinzipien. "Die Pluralität, also Vielfalt der Kirche" zeige, dass es "viele ähnliche, parallele Ideen" zur Demokratie gebe, sagte Nemet. Dazu gehörten Partizipation und Repräsentation ebenso wie Transparenz und Verantwortlichkeit.

Zwar sei die Kirche "keine Demokratie" im engsten Sinne. "Die Regel der Mehrheit gibt es in der Kirche nicht." Dennoch stelle sich die Frage, warum die Kirche Demokratie nach außen verteidige - in den jüngsten Jahren zunehmend als eine ihrer engagiertesten Anwälte - während sie sich innerkirchlich davon abgrenze.

Ein Hindernis für Veränderungen seien Ängste, die man sich eingestehen müsse. Dazu gehörten die Angst, nicht verstanden oder ausgeschlossen zu werden, aber auch Ängste vor Veränderungen in Liturgie und Lehre. Dabei gebe es innerhalb der geltenden kirchlichen Ordnung bereits größere Handlungsspielräume als vielfach angenommen. "Jeder Bischof kann in seiner Diözese so viele Dinge ändern und tun. Die entscheidende Frage ist: Wie viele Bischöfe haben den Mut, etwas zu tun? Nur wenige - das ist meine Erfahrung", so der Erzbischof von Belgrad.

Dialog mit der Wissenschaft

Auch Befürchtungen, der synodale Prozess ziele auf eine Änderung der Lehre, wies Nemet zurück. Der 2021 begonnene Prozess habe "niemals das Ziel gehabt, die Doktrin zu ändern". Zugleich müsse die Kirche offen für wissenschaftliche Erkenntnisse bleiben und dürfe "nicht in einer Blase leben". Der Mensch sei "kein fertiges Produkt", sondern entwickle sich weiter. Als Beispiel nannte Nemet die Bibelwissenschaft, deren Erkenntnisse geholfen hätten, den historischen und religiösen Kontext Jesu besser zu verstehen.

Nemet würdigte weiters die Rolle des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE), deren Vizepräsident er ist, und äußerte den Wunsch nach "mehr Mut und Kraft", damit die europäischen Bischofskonferenzen "mit einer starken Stimme" auftreten könnten. Auch eine Fortsetzung des in Prag und Linz begonnenen, nun in Puchberg wieder aufgenommenen Austauschs sei im Gespräch.

Lackner sieht "Hoffnungsschimmer"

Der Salzburger Erzbischof Franz Lackner betonte in seinen Schlussworten die Bedeutung der Hoffnung. Ihn beschäftige seit Jahren die Frage, "was sich von einer Anfangsbegeisterung durchhält" und was nach einer langen Wegstrecke noch Bestand habe. Als biblisches Hoffnungsbild verwies Lackner auf die Berufung des Samuel. Geschildert werde eine Zeit, in der "Worte des Herrn selten" und "Visionen nicht häufig" gewesen seien, zudem laufe der junge Samuel nach dem Vernehmen von Gottes Stimme zunächst "meist in die verkehrte Richtung". Doch dann heiße es: "Aber die Lampe Gottes war noch nicht erloschen." Das sei ein "Hoffnungsschimmer" auch für die Kirche in Österreich und Europa. Hoffnung sei "die unaufdringlichste und demütigste Form von Glauben", so er Vorsitzende der Österreichischen Bischofskonferenz.

Lackner zeigte sich zugleich beeindruckt von der Offenheit der Gespräche in Puchberg. In seiner Gruppe sei "sehr ehrlich" darüber gesprochen worden, "wie es Menschen als Christinnen und Christen geht". Europa habe der Welt weiterhin viel zu geben und einiges zu sagen. Das könne aber nur gemeinsam geschehen.

Neue "Gesprächsräume" eröffnet

Der Rektor der Katholischen Privat-Universität Linz (KU), Christoph Fuchs, hob als Ertrag des Symposiums vor allem das gegenseitige Lernen von Wissenschaft und kirchlicher Praxis hervor. An den 21 Beratungstischen der Versammlung hätten "Bischöfe, pastorale Dienste, engagierte Laien, Ordensleute und Forscher" in derselben Runde diskutiert. "Die Theologie findet ihre Fragen in dem, was tatsächlich in den Ortskirchen vor sich geht", sagte Fuchs. Umgekehrt bringe die Kirche Kriterien zur Unterscheidung ein. Ohne diese könne Synodalität zu einer "reinen Frage der Prozedur" oder einer bloßen "Geistesstimmung" werden.

Dass in Puchberg keine Entscheidungen getroffen wurden, habe neue Gesprächsräume eröffnet, so der KU-Rektor. Die Universität könne dazu beitragen, "dass Entscheidungen besser getroffen werden" und bessere Verfahren innerhalb von Kirche und Gesellschaft entstehen. - Die KU Linz mit ihrer Abteilung für Synodalität hatte gemeinsam mit der Forschungsgruppe Synodalität die Tagung in Puchberg organisiert.

Theologin Csiszar: Europas Kirchen lernen, Unterschiede auszuhalten

Resümee der Tagungsleiterin des Synodalitäts-Symposiums in Puchberg: Gewachsenes Vertrauen zwischen Ost und West schafft besseren Umgang mit Meinungsverschiedenheiten - Idee eines regelmäßigen "Europäischen Kirchenforums" weiter verfolgen

Linz, 17.09.2026 (KAP) Die katholischen Ortskirchen Europas befinden sich dank des kirchlichen Fokus auf Synodalität auf einem Weg der Annäherung, ohne dass die Unterschiede zwischen Ost und West verschwunden wären: Das ist für die Theologin Klara Csiszar eine zentrale Erkenntnis des am Donnerstag zu Ende gegangenen Symposiums "Shaping Synodality in Europe" in Puchberg bei Wels. Gegenüber früheren Delegiertentreffen sei das Vertrauen spürbar gewachsen und das Klima für kontinentale Beratungen sei besser geworden. Eine Fortsetzung und regelmäßige synodale Treffen auf europäischer Ebene seien bereits angedacht, so die Tagungsleiterin und Vizerektorin der Katholischen Privat-Universität (KU) Linz.

Insgesamt 187 Kirchenvertreter aus 31 Ländern - unter ihnen zwei Kardinäle, 21 Bischöfe, Theologinnen und Theologen, pastoral Verantwortliche, Ordensleute und Studierende - hatten in Puchberg vom 14. bis 17. September über die weitere Umsetzung der Weltsynode mit Blick auf die nächste gesamtkirchliche Versammlung 2028 beraten. Die von der KU Linz organisierte Veranstaltung befasste sich unter anderem mit Liturgie, gesellschaftlichen Entwicklungen sowie Strukturen, Ämtern und Entscheidungsprozessen in der Kirche.

Inhaltlich standen im Zentrum des Symposiums die Taufe als gemeinsame Grundlage von Würde und Verantwortung, das Zuhören sowie neue Formen von Leitung und Beteiligung. Zudem wurden die Herausforderungen Europas thematisiert, darunter Krieg, Flucht, Polarisierung, Einsamkeit, Missbrauch und religiöse Entfremdung, sowie auch die Frage, wie die Kirche darauf synodal, gastfreundlich und dialogfähig reagieren kann.

Meinungsverschiedenheiten aushalten

In der Begegnung sei deutlich geworden, dass es im Dialog nicht darum gehen könne, die Kirchen Osteuropas an westliche Vorstellungen anzupassen, sagte die selbst aus Rumänien stammende Theologin im Resümee gegenüber Kathpress. Es gebe unterschiedliche Möglichkeiten und auch unterschiedliche Vorstellungen davon, was die Kirchen in Osteuropa wollten. "Das können wir von hier aus nicht bestimmen."

Dass in Puchberg "viel mehr Vertrauen, Freude und Hoffnung" spürbar gewesen sei als etwa 2023 in Prag, als das Klima noch stärker von Angst und Misstrauen geprägt war, führte Csiszar einerseits auf die persönlichen Begegnungen zurück, andererseits aber auch auf veränderte Methoden. So wurde diesmal bewusst darauf geachtet, sprachliche Asymmetrien zu vermeiden, damit nicht einige Teilnehmer stets in ihrer Muttersprache und andere in einer Fremdsprache sprechen mussten: "Jeder war gezwungen, in seiner Zweit- oder Drittsprache zu reden."

Besonders prägend sei zudem die Erfahrung von Beziehung und Vertrauen gewesen. Diese würden nicht dort wachsen, wo man gleicher Meinung sei, sondern dort, "wo wir trotz Meinungsunterschieden in Verbindung bleiben." Neugier und "Bereitschaft, sich selbst durch die Begegnung verändern zu lassen", seien dafür nötig.

Europäisches Kirchenforum

Gerade das Erkennen der Unterschiede habe bei der Tagung einen Wunsch nach einem europäischen Kirchenforum zur gemeinsamen "Deutung der Zeichen der Zeit" entstehen lassen. Ein solches Forum könne zunächst informell sein und der gemeinsamen Beratung und dem Austausch dienen. "Es soll von der Erfahrung gewachsen und gedacht sein", sagte Csiszar. Für eine nachhaltige Arbeit auf kontinentaler Ebene brauche es aber eine Form - auch wenn daraus zunächst kein Gremium oder keine feste Struktur entstehen müsse.

Als nächster Schritt sollen die Berichte aus den Beratungen - gesprochen wurde in 21 Tischgruppen - weiter analysiert und thematisch gebündelt werden. Dabei gehe es auch um die Frage, welche Verantwortung auf welcher Ebene liege. Auf europäischer Ebene müsse das Prinzip der Subsidiarität gelten: Impulse sollten in den jeweiligen Ortskirchen "mit Kreativität und Kontexttreue" übersetzt werden. Zugleich werde bereits über eine weitere Versammlung im belgischen Louvain-la-Neuve im kommenden Jahr nachgedacht. Die Umsetzung hänge allerdings noch von der Finanzierung und von der Zustimmung des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE) ab.

Mit Spannungen umgehen lernen

Auch viele der Teilnehmenden bestätigten eine Annäherung zwischen Ost und West. Sr. Anna Mirijam Kaschner von der Nordischen Bischofskonferenz sprach im Rückblick gegenüber Vatican News von einem deutlichen Wandel seit Prag. Damals hätten sich die Seiten gegenseitig unterstellt, die einen wollten "alles und jedes verändern", die anderen "sich überhaupt nicht verändern". Durch die "Gespräche im Geist" sei stärker die Frage in den Mittelpunkt gerückt: "Warum denkst du so, warum denken wir so?"

Die Kirchenrechtlerin Myriam Wijlens verwies auf die tiefen Nachwirkungen der kommunistischen Diktaturen in Osteuropa. Westliche Teilnehmer hätten in Puchberg neu wahrgenommen, "welche tiefen Wunden da sind". Jahrzehntelange Erfahrungen von Angst und Rückzug in katholische Binnenräume wirkten nach: "Sie haben überlebt, indem sie sich nur unter sich getroffen haben."

Der albanische Bischof Gjergj Meta sprach von einer weiterhin bestehenden Spannung zwischen Ost und West, die jedoch auch zum gegenseitigen Lernen beitragen könne. Er bezeichnete das Treffen zudem als eine "Synode der Gesichter": Die Teilnehmer hätten sich aufgrund der Anordnung der Tische gegenseitig in die Augen gesehen und einander nicht mehr nur als Vertreter unterschiedlicher Positionen, sondern als konkrete Menschen kennengelernt.

Für Bischofsvikar Francis Higgins aus Großbritannien lag eine wesentliche Botschaft des Symposiums darin, dass die Kirche in Europa über politische Grenzen hinweg verbunden bleibt. Er habe als ein vom "Brexit" Betroffener eine "große Liebe für Europa" verspürt. Wichtig sei zudem die persönliche Dimension des Prozesses hervor. Freundschaften seien zwar nicht der Grund, warum Menschen zu einer Synode kämen, doch könnten sie die Beteiligten verändern. Die Gespräche an den Tischen hätten einen "intimen Raum des Zuhörens" geschaffen.

Ziel des gemeinsamen Weges

Csiszar deutete den synodalen Prozess gegenüber Kathpress als weiteren Lernweg, der "sehr mühsam" sei. Entscheidungen seien derzeit nicht für alle Kirchen gleichermaßen zufriedenstellend möglich. Deshalb gelte es zunächst, weiter an den Beziehungen zu arbeiten, mehr Subsidiarität und auch mehr Kompetenzen für die Bischofskonferenzen zu entwickeln. "Die Beziehungen müssen so weit reifen, dass es nicht zum Schisma kommt oder zur Trennung, sondern dass ein gemeinsamer Weg gefunden wird."

Katholische Aktion ruft Österreichs Bischöfe zu mehr Synodalität auf

KAÖ-Vizepräsidentin Renner nach Symposium in Puchberg bei Wels: Dialog und gemeinsam getroffene Entscheidungen "Frage der Glaubwürdigkeit einer geschwisterlichen Kirche"

Wien/Linz, 17.09.2026 (KAP) Die Katholische Aktion Österreich (KAÖ) fordert die österreichischen Bischöfe auf, die bestehenden Möglichkeiten für synodale Entscheidungsprozesse stärker zu nutzen. Nach dem Symposium über die weitere Umsetzung der Weltsynode im Bildungshaus Schloss

Puchberg sieht die KAÖ insbesondere in der verbindlichen Beteiligung verschiedener Gruppen innerhalb der Kirche einen konkreten Handlungsauftrag.

"Die Praxis der gemeinsam getroffener Entscheidungen, die Ergebnis eines Dialogs sind, muss kirchlich auf allen Ebenen implementiert werden", erklärte KAÖ-Vizepräsidentin Katharina Renner. Dies sei auch eine Frage der Glaubwürdigkeit einer geschwisterlichen Kirche. Nun sei die Zeit gekommen, in den Diözesen synodale Versammlungen einzuberufen, bei denen Bischöfe, Priester, Ordensleute und Laien gleichberechtigt mitreden könnten.

Mehr Verbindlichkeit gefordert

Die Mitsprache müsse nach Ansicht der KAÖ verbindlichen Charakter haben und auch die oberste Leitungsebene der Kirche einbeziehen. "Die Leitungsebene muss Synodalität konsequent wollen und leben, denn erst wenn die Leitungsebene sich zur Synodalität bekennt, zieht der Rest der Kirchenstruktur nach", betonte Renner. Dies könne auf Grundlage der bestehenden kirchenrechtlichen Möglichkeiten bereits jetzt umgesetzt werden.

Damit griff die KAÖ Aussagen des Belgrader Erzbischofs und Kardinals Ladislav Nemet zum Abschluss des Symposiums auf. Nemet hatte am Mittwochabend für einen offeneren Umgang der Kirche mit demokratischen Prinzipien plädiert. Die Kirche sei zwar "keine Demokratie" im engeren Sinn, doch gebe es Parallelen etwa bei Partizipation, Repräsentation, Transparenz und Verantwortlichkeit. Zugleich stellte der Kardinal die Frage, warum die Kirche Demokratie nach außen verteidige, sich innerkirchlich aber davon abgrenze.

"Wie viele Bischöfe haben den Mut, etwas zu tun?"

Als Hindernis für Veränderungen nannte Nemet Ängste innerhalb der Kirche, etwa vor Ausgrenzung, Veränderungen in Liturgie und Lehre oder davor, nicht verstanden zu werden. Zugleich verwies er auf die bereits bestehenden Handlungsspielräume innerhalb der kirchlichen Ordnung. "Jeder Bischof kann in seiner Diözese so viele Dinge ändern und tun. Die entscheidende Frage ist: Wie viele Bischöfe haben den Mut, etwas zu tun? Nur wenige - das ist meine Erfahrung", sagte der Erzbischof von Belgrad. Den synodalen Prozess bezeichnete Nemet zudem nicht als Versuch, die kirchliche Lehre zu verändern. Die Kirche müsse vielmehr offen für wissenschaftliche Erkenntnisse bleiben und dürfe "nicht in einer Blase leben".

Das Symposium in Puchberg bei Wels ist am Donnerstag zu Ende gegangen. Von 14. bis 17. September berieten dort 187 Kirchenvertreter aus 31 Ländern über die weitere Umsetzung der Weltsynode. Vertreten waren 29 Bischofskonferenzen und Mitgliedskirchen des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE), darunter 21 Bischöfe sowie Theologen, pastorale Verantwortliche, Ordensleute und Studierende. Die von der Katholischen Privat-Universität (KU) Linz organisierte Veranstaltung befasste sich unter anderem mit Liturgie, gesellschaftlichen Entwicklungen sowie Strukturen, Ämtern und Entscheidungsprozessen in der Kirche. Die Ergebnisse sollen in eine "Roadmap" für die weitere Umsetzung der Weltsynode und in die Vorbereitungen für die gesamtkirchliche Versammlung 2028 einfließen.

I N T E R V I E W S

Becquart: Synodalität ist Weg zu missionarischer Kirche

Synodenexpertin aus Leitung des Generalsekretariats der Bischofssynode im Kathpress-Interview: Weltweiter Synodaler Weg ist mit Papst Leo XIV. in neuer Etappe - Becquart: Ziel ist, die Sendung der Kirche besser zu erfüllen

Linz, 15.09.2026 (KAP) Synodalität soll nach den Worten der vatikanischen Synodenexpertin Sr. Nathalie Becquart der missionarischen Erneuerung der Kirche und dem Frieden dienen. Auch Papst Leo XIV. setze auf einen synodalen Leitungsstil, sagte die französische Theologin aus der Leitung des Generalsekretariats der Bischofssynode in Rom am Dienstag im Interview der Nachrichtenagentur Kathpress. Der Papst sei ein "Mann des tiefen Zuhörens", der berate und gemeinsam mit anderen unterscheide, so Becquart beim Symposium "Shaping Synodality in Europe" in Schloss Puchberg bei Wels. Er habe zudem betont: "Ein Bischof kann nicht allein sein."

Leo XIV. habe bereits in seiner ersten Ansprache nach der Wahl von einer Kirche gesprochen, die Brücken baue und den Menschen, besonders Armen und Leidenden, nahe sei. Sein Stil stehe dabei in Kontinuität zu Franziskus, zugleich bringe er einen eigenen Stil ein und die Kirche befinde sich unter ihm in einer neuen Phase des synodalen Weges, so Becquart. Leo XIV. sei bereits als Bischof in Peru an der diözesanen Phase des weltweiten Synodalen Prozesses in der katholischen Kirche beteiligt gewesen und habe später auch an den kontinentalen Beratungen sowie den Versammlungen der Weltsynode 2023 und 2024 in Rom mitgewirkt.

Synodalität sei kein Selbstzweck, betonte Becquart, sondern ein Weg, die Sendung der Kirche heute besser zu erfüllen. Gerade angesichts von Kriegen und Konflikten sei das synodale Zuhören, der Dialog und die geistliche Unterscheidung auch ein Weg zum Frieden. Wenn Menschen einander wirklich zuhören und gemeinsam nach dem Willen des Heiligen Geistes suchten, könne dies "Frieden, Freude, Einheit und missionarischen Eifer" hervorbringen. Konflikte sollten so "nicht mit den Waffen, sondern mit einem Prozess des Zuhörens und des Dialogs" bearbeitet werden.

Lernen durch Tun

Entscheidend sei, dass Synodalität nicht nur als Theorie verstanden werde. Wo sie in Pfarren, Familien, Ordensgemeinschaften oder katholischen Schulen praktisch gelebt werde, seien bereits Früchte zu erkennen. Zugleich verlaufe die Entwicklung je nach Diözese und Land unterschiedlich. Synodalität sei ein "Lernen durch Tun": Je mehr die Kirche sie praktiziere, desto besser verstehe sie auch ihren geistlichen Charakter.

Europa könne in diesem Prozess eine besondere Rolle spielen, erklärt Becquart im Gespräch mit Kathpress. Der Kontinent verbinde eine lange Geschichte der Kirche mit großer kultureller Vielfalt sowie Erfahrungen von Krieg, Spaltung und Versöhnung. Europa sei deshalb ein "Labor", wie man "eins in der Vielfalt" sein könne. Gerade die Beziehungen zwischen den europäischen Kirchen müssten weiter gestärkt werden.

Bis 2028 soll dieser Lernprozess auf verschiedenen Ebenen fortgesetzt werden. Für 2027 sind zunächst Versammlungen in den Diözesen und anschließend auf nationaler Ebene vorgesehen, 2028 auf kontinentaler sowie weltkirchlicher Ebene. Dabei gehe es nicht um eine bloße Kontrolle, sondern darum, innezuhalten, Erfahrungen und Schwierigkeiten auszutauschen und die "Früchte des Heiligen Geistes" zu erkennen.

Der Jugend Gehör schenken

Besonders wichtig seien dabei die jungen Menschen. Die Synode zur Synodalität sei aus der Jugendsynode von 2018 hervorgegangen. Deren Erkenntnis sei gewesen, dass die Weitergabe des

Glaubens heute einen synodalen Stil brauche. "Das Erste, was junge Menschen wollen, ist, dass man ihnen zuhört", sagte Becquart.

Synodalität sei letztlich "der Ruf Gottes an die Kirche heute", sei zudem eine Fortsetzung der Rezeption des Zweiten Vatikanischen Konzils und ermögliche es, die Sendung der Kirche gemeinsam zu tragen. Wenn alle Getauften ihre Berufung als missionarische Jünger verstünden, könne die Kirche "mehr Früchte tragen" und ihre Sendung besser und wirksamer erfüllen, so die Untersekretärin.

Wilmer: Kirchen in Europa müssen noch stärker zusammenrücken

Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz nimmt an Synodalitätstagung in Wels teil und betont im Blick auf Kirchenreformen: "Es ist wichtig, nicht alleine vorzupreschen"

Linz, 15.09.2026 (KAP) Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz (DBK), der Münsteraner Bischof Heiner Wilmer, will keine Alleingänge einzelner Ortskirchen bei Reformen. Im Rahmen des synodalen Prozesses der Weltkirche müsse die Kultur des Hörens noch weiterentwickelt werden, sagte Wilmer im Gespräch mit Radio Vatikan (Dienstag) am Rande der dieswöchigen Tagung "Shaping Synodality in Europe" im Bildungshaus Schloss Puchberg in Wels in Oberösterreich. Eindringlich plädierte Wilmer dafür, dass die Kirchen in Europa noch stärker zusammenrücken und aufeinander hören.

"Europa braucht unbedingt eine synodale Kirche, weil Europa immer komplexer wird, immer fragmentierter wird", sagte der DBK-Vorsitzende. Es bestehe die Gefahr, "dass Europa zerfällt, dass Europa sich in Kleinstaaterei ergibt und es gibt Scharmützel." Nachsatz: "Wir brauchen eine Einheit, wir brauchen eine starke Kirche." Und mit nochmals anderen Worten: "Europa braucht eine Orientierung aus dem Evangelium - und das kann nur geschehen, wenn die Kirche gemeinsam unterwegs ist, wenn die Kirche synodal ist."

Er erhoffe sich von der Tagung in Wels, "dass wir als Europäerinnen und Europäer stärker zusammenrücken, dass wir uns als eine gemeinsame Gruppe sehen, dass wir noch stärker auch das europäische Christentum betonen und nicht so sehr uns in nationale oder kleinstaatliche Gepflogenheiten bewegen". Es gelte, "wirklich aufeinander hören - und zwar die Nordeuropäer auf die Südeuropäer, die Leute aus dem Westen auf den Osten!"

Es sei wichtig, dass die Kirchen aufeinander achten und nicht alleine vorpreschen, "dass wir gemeinsam unterwegs sind und tatsächlich auf unsere Geschwister im Glauben aus den benachbarten Kirchen hören und uns erkunden, wo drückt euch der Schuh, wie können wir euch helfen; wie können wir gemeinsam unterwegs sein und was könnt ihr uns sagen, wie wir das Evangelium vielleicht auch besser verkünden könnten."

Keine Angst vor Erneuerungen

Ängsten vor Veränderungen erteilte Wilmer im Radio-Vatikan-Interview eine Absage. Die Kirche habe sich immer gewandelt seit den Tagen Jesu: "Wandlung ist auch Teil der Kirche. Wir brauchen keine Angst zu haben vor Erneuerungen, wir brauchen keine Angst zu haben vor dem Geist in der Zeit, der uns zeigt, wie wir heute gut das Evangelium verkünden, so dass wir heute neu nah beim Menschen sind".

Die internationalen Tagung "Shaping Synodality in Europe. From Vision to Roadmap" findet noch bis Donnerstag im diözesanen Bildungshaus Schloss Puchberg bei Wels statt. Rund 180 Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus mehr als 30 Ländern kommen dort zusammen, darunter Delegationen aus 28 europäischen Bischofskonferenzen sowie 23 Bischöfe und zwei Kardinäle. Ziel ist es, unterschiedliche Erfahrungen und Perspektiven europäischer Ortskirchen zusammenzuführen und daraus eine "Roadmap" für die weitere Umsetzung der Weltsynode zu entwickeln. Organisiert wird die Tagung von der Abteilung für Synodalität der Katholischen Privat-Universität Linz

(KU) gemeinsam mit der europäischen Taskforce für Synodalität und unter der Schirmherrschaft des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE).

Lackner: Synodalität darf nicht zu bloßem Schlagwort werden

Bischofskonferenz-Vorsitzender im Kathpress-Interview bei Synodenworkshop in Puchberg: Neue Art der Entscheidungsfindung in der Kirche muss im Alltag erfahrbar werden und Raum für unterschiedliche Erfahrungen und Sichtweisen schaffen

Linz, 16.09.2026 (KAP) Die Synodalität in der katholischen Kirche darf nach Einschätzung des Salzburger Erzbischofs Franz Lackner nicht zu einem bloßen Schlagwort verkommen oder bei Strukturen und Gesprächsformaten stehen bleiben. Wenn in der Kirche bei einem Thema automatisch das Wort "synodal" fallen müsse, sei das problematisch. Entscheidend sei vielmehr, ob Menschen tatsächlich neue Formen des Zuhörens und der gemeinsamen Unterscheidung praktizierten, so der Vorsitzende der Österreichischen Bischofskonferenz. Lackner äußerte sich im Interview mit Kathpress am Rande des Symposiums "Shaping Synodality in Europe", das noch bis Donnerstag in Puchberg bei Wels stattfindet.

Synodalität sehe er als den "Weg der Kirche, um in der heutigen Zeit möglichst viele Menschen auf Gott hin einzuladen", so Lackner. Er kenne keinen anderen Weg. Synodalität müsse jedoch erfahrbar werden, "vor allem an der Basis". Ganz konkret geschehe dies etwa bei Pfarrgemeinderäten. Diese sollten nicht nur aus Sitzungen und Beratungen bestehen. Er beginne solche Treffen inzwischen mit Gebet und Stille. "Das Schweigen ist für mich überhaupt eine der großen Entdeckungen", sagte der Erzbischof. Jeder solle die Möglichkeit erhalten, aus seiner eigenen Glaubenserfahrung und Verantwortung zu sprechen, anstatt dass nur einige wenige redeten und die Mehrheit schweige.

Neuer Umgang mit Konflikten

Synodalität bedeutet für Lackner auch, Konflikte nicht vorschnell beseitigen zu wollen. Konflikte seien unvermeidbar, müssten jedoch zunächst auch als solche wahrgenommen werden, ohne dabei jede Differenz unmittelbar überwinden zu wollen. Auch die frühe Kirche habe Konflikte ausgetragen, erinnerte der Erzbischof an die Apostelgeschichte: Nach einem Streit in Jerusalem sei die Versammlung zunächst verstummt und habe erst dadurch die Erfahrungen von Paulus und Barnabas hören können.

Synodale Entscheidungsfindung könne anerkennen, dass hinter einer anderen Denkweise in der Regel auch andere Erfahrungen stünden, so Lackner weiter. Das sei wichtig, etwa um im synodalen Prozess auf Europaebene - die von der Katholischen Privatuniversität (KU) Linz veranstaltete Tagung in Puchberg widmet sich diesem Anliegen - Fortschritte zu erzielen: "Dadurch kann die Kirche in Ost- und Westeuropa einander näherkommen, ohne dass Unterschiede geleugnet werden." Es müssten am Ende nicht alle einer Meinung sein; vielmehr sei es entscheidend, ob ein gemeinsames Verständnis möglich werde, für das der Glaube den Maßstab liefere.

Als Bischof viel gelernt

Der kirchliche Fokus auf Synodalität in den vergangenen Jahren habe sein Selbstverständnis verändert, sagte Lackner. Zwar habe es in der katholischen Kirche bereits vorher zahlreiche Bischofssynoden gegeben, "Synoden waren bereits unser Tagesgeschäft", als dann Papst Franziskus die Synodalität selbst zum Gegenstand eines weltweiten Prozesses machte. "Das war schon die Größe jenes Papstes, solche Fragen zu stellen und zu sagen, jetzt denken wir einmal nach über Synodalität", würdigte dies der Erzbischof. Für ihn habe sich dadurch "eine neue Welt aufgetan" und er habe viel seither gelernt.

Gerade für Bischöfe sei Synodalität eine große Hilfe, befand Lackner. Zwar müsse letztendlich doch einer für Entscheidungen in der Kirche geradestehen und Konsequenzen ziehen, was eben

Aufgabe des Bischofs sei. Zugleich sei es jedoch leichter geworden, diese Verantwortung wahrzunehmen, wenn Entscheidungen stärker in einen gemeinsamen geistlichen Prozess eingebettet seien.

Offen bleiben für anderes

Menschen, die vom synodalen Prozess enttäuscht seien, sollten nach Lackners Ansicht dennoch an der Hoffnung festhalten, die "die demütigste und unaufdringlichste Form von Glauben" sei. Hoffnung dürfe dabei nicht mit einer konkreten Erwartung gleichgesetzt werden. Man müsse auch offen dafür bleiben, dass sich etwas anders entwickle, als man es erwartet habe.

Eine offene Frage sei für ihn, ob auch die kirchliche Lehre selbst synodal gedacht werden könne, sagte Lackner. In diesem Zusammenhang wandte er sich gegen einen Anspruch auf absolute Gewissheit und sagte: "80 ist das neue 100." Synodalität bedeute für ihn damit auch, Unterschiede und offene Fragen auszuhalten, statt vorschnell zu eindeutigen Antworten zu gelangen.

Marketz: "Alle wollen Aufbruch - man muss aber auch etwas tun"

Kärntner Bischof: Synodalität als Chance, Kirche stärker auf die Menschen auszurichten - Zuhören, Beteiligung und Mut zur Umsetzung von Veränderungen als Vorbedingung

Linz, 16.09.2026 (KAP) Der Kärntner Bischof Josef Marketz sieht im synodalen Weg eine Möglichkeit, die katholische Kirche durch eine Zeit des Umbruchs zu führen. "Wir alle sind ein bisschen ratlos in dieser Situation, in der wir jetzt leben", sagte Marketz im Interview mit Kathpress beim derzeit laufenden Internationalen Symposium "Shaping Synodality in Europe" in Puchberg. Synodalität könne helfen, "diese Transformation leichter zu meistern" und mit Mut etwas Zukunftsweisendes anzugehen.

Im Zentrum steht für Marketz das Zuhören. "Wir meinen nicht, alles mit unserer Vernunft lösen zu können, sondern auch zunächst einmal mit dem Zuhören", sagte der Mitverantwortliche in der Österreichischen Bischofskonferenz für den "Synodalen Prozess", der auch der Arbeitsgruppe zur Umsetzung der Synodalität in Österreich angehört. In der Diözese Gurk-Klagenfurt werde dafür häufig das "Gespräch im Geist" eingesetzt. Dabei gehe es nicht darum, jedes Problem sofort zu Ende zu diskutieren. Vielmehr müsse man innehalten und andere Perspektiven wahrnehmen.

Notwendiges Zuhören

Diese Haltung beobachte er inzwischen auch außerhalb der Kirche. Erst kürzlich bei Gesprächen in Brüssel mit Diplomaten, EU-Beamten und Vertretern der NATO habe er erlebt, dass auch dort die Frage nach dem nächsten gemeinsamen Schritt und den Erwartungen der anderen eine wichtige Rolle spiele. "Wir merken auf allen Ebenen, dass wir, wenn wir nicht aufeinander hören, zu gar keinen Lösungen kommen", so der Bischof. Die Alternative dazu sei zunehmend der Krieg, "doch dem werden wir uns nicht überlassen".

Für seine Diözese verbindet der Bischof Synodalität vor allem mit Beteiligung. Nach seinem Amtsantritt habe man rund 5.000 Menschen gefragt, wie die Kirche künftig aussehen solle, welche Inhalte sie brauche und was sie störe. Aus den Antworten seien Themen entstanden, an denen anschließend weitergearbeitet wurde. Erst danach sei das Thema von Rom aus forciert worden. Dass man sich damals in Kärnten entschieden habe, im Unterschied zu Deutschland auf die Weltkirche zu warten, habe sich aus seiner Sicht ausgezahlt, so Marketz.

Beteiligung und Laien-Verantwortung

In der Diözese Gurk soll die stärkere Beteiligung auch konkret Aufgaben neu verteilen. Neben den bereits bestehenden Diensten von Lektoren und Akolythen will die Diözese künftig auch Katecheten einsetzen. Dabei gehe es auch darum, Aufgaben nicht allein bei den Priestern zu

belassen. "Wir haben jetzt genau in dieser Zeit gelernt, dass wir Laien viel anvertrauen können, dass sie gute Arbeit machen", sagte Marketz.

Priester und Diakone würden dadurch nicht überflüssig. Im Gegenteil: "Das Geistliche in der Kirche, das ist ja gerade in Europa jetzt wirklich die größte Herausforderung." Priester würden weiterhin für die Sakramente und andere geistliche Aufgaben gebraucht. "Kein Priester braucht Angst haben, dass er keinen Job kriegt bei uns", sagte Marketz. Zugleich müsse die Kirche anerkennen, dass es "viel mehr zu tun" gebe, als die vorhandenen Priester leisten könnten. Laiendienste könnten deshalb Verantwortung übernehmen und die Priester entlasten.

Kirche am Zug

Marketz sieht den synodalen Prozess trotz der bereits angestoßenen Veränderungen noch nicht ans Ziel gelangt. "Eine große Erfolgsbewegung, denke ich, ist das noch nicht geworden", sagte er mit Blick auf Europa. Zugleich sei der Austausch zwischen den Ländern hilfreich. Bei dem dieswöchigen Treffen mit fast 200 Teilnehmenden aus 31 europäischen Ländern in Puchberg bei Wels habe er zahlreiche Anregungen für die eigene Diözese erhalten.

Als persönliche Lehre aus Puchberg formulierte Marketz schließlich einen Appell zum Handeln: "Alle wollen einen Aufbruch. Wenn man Aufbruch will, muss man auch etwas tun, sonst bleibt man am Fleck und die Welt dreht sich rundherum um einen. Man darf nicht glauben, dass die Leute uns dann verstehen, wenn die Kirche selbst nicht ins Handeln kommt."

Oster: Synodalität für Kirche "große Hoffnung in schwieriger Zeit"

Passauer Bischof im Kathpress-Interview bei Synodalitäts-Symposium in Puchberg: Vorbildwirkung für polarisierte Gesellschaft - Deutscher Synodaler Weg setzt geistliche Unterscheidung, Gespräche im geschützten Raum und Verzicht auf fertige Agenda kaum um

Linz, 16.09.2026 (KAP) Der Passauer Bischof Stefan Oster sieht im weltweiten synodalen Prozess einen anderen Ansatz als im deutschen Synodalen Weg. Während der deutsche Prozess aus seiner Sicht stark politisch und öffentlich geprägt gewesen sei, habe die von Papst Franziskus einberufene Weltsynode von Beginn an auf geistliche Unterscheidung und Gespräche in einem geschützten Raum gesetzt. Synodalität sei für ihn dennoch "eine große Hoffnung für die Kirche in einer schwierigen Zeit", sagte Oster im Gespräch mit Kathpress am Mittwoch am Rande des europäischen Synodalworkshops, den die Katholische Privat-Universität (KU) Linz in Puchberg bei Wels veranstaltet.

Der deutsche Synodale Weg sei als Reaktion auf die Missbrauchsstudie gestartet worden. Im Zentrum standen unter anderem Sexualmoral, priesterlicher Zölibat und die Frage nach Macht in der Kirche; später kam die Frage nach Frauen und Ämtern hinzu. Oster sagte, er habe den Prozess von Anfang an "relativ stark als auf bestimmte Ziele ausgerichtet" und auch als "politischen Prozess" erlebt. Die geistliche Dimension sei aus seiner Sicht demgegenüber weniger präsent gewesen.

Anders habe er die vatikanische Weltsynode erlebt, an der er selbst zweimal teilgenommen hat. Von Beginn an sei klar gewesen: "Der Protagonist ist der Heilige Geist." Es habe deshalb auch keine fertige Agenda gegeben. Papst Franziskus habe zudem betont: "Wir sind kein Parlament. Wir machen auch keine Politik." Die Teilnehmer sollten ohne Blick auf Mehrheiten frei sagen, was sie der Versammlung vorlegen wollten. Die Erfahrungen mit dieser Gesprächsform hätten auch zwischen unterschiedlichen kirchenpolitischen Lagern gute, persönliche Beziehungen ermöglicht, so Oster.

Unklare Begrifflichkeit

Den deutschen Synodalen Weg sieht Oster auch international unterschiedlich wahrgenommen. In einigen westlichen Ländern gebe es Zustimmung, weil Deutschland bei bestimmten Reformthemen vorangehe. In anderen Ländern gebe es dagegen die Frage, "wo führt das bei euch hin?" und die Sorge vor entsprechenden Entwicklungen.

Für den zukünftigen Weg der Kirche in Deutschland erwartet Oster eine Debatte über die geplante Synodalkonferenz. Deren Satzungsentwurf liege derzeit im Vatikan, wobei nach seiner Einschätzung eine Antwort aus Rom wohl erst im Frühjahr 2027 zu erwarten sei. Zugleich beobachte er eine zunehmende Unklarheit darüber, was mit "Synodalität" in Deutschland jeweils gemeint ist. "Welcher normale Laie, der nur Überschriften liest, weiß denn noch, was Synodalität heißt, angesichts der ganz unterschiedlichen Formate, die es unter diesem Stichwort gibt?", fragte Oster.

Für Oster bedeutet Synodalität, "gemeinsam gehen im Hören auf den Heiligen Geist, auf das Wort Gottes und aufeinander". Sie sei ein "konstruktiver Weg" zu ehrlicher Begegnung, auch in einem geschützten Raum. Persönlich sei sie für ihn "eine große Hoffnung für die Kirche in einer schwierigen Zeit, und wenn uns das gelingt, ist es auch eine Hoffnung für eine polarisierte Gesellschaft".

Synodalität als Zuhören

Für seine Diözese Passau berichtet Oster zugleich von konkreten Schritten. Vor einigen Monaten habe er ein Synodal-Team eingerichtet, das nun arbeite und ausgebildet werde. Zudem habe er Mitglieder seines Diözesanrats in synodale Erfahrungen einbezogen. Der Prozess sei allerdings "langwierig", räumte der Bischof ein. Es gehe ja darum, dass möglichst viele Menschen Synodalität selbst erleben. "Synode und Synodalität sind immer zuerst Erfahrung."

Auch in seiner bischöflichen Praxis versteht Oster Synodalität vor allem als Zuhören. Er bemühe sich in den Leitungsgremien um eine "offene, ehrliche, angstfreie Kommunikation". Die Mitglieder dürften und sollten ihn kritisieren. Transparenz bei Entscheidungen und Rechenschaft darüber, warum etwas getan werde, gehörten ebenfalls zu synodalen Prinzipien.

Einen Aufbruch sieht Oster derzeit auch bei jungen Menschen, die nach Sinn und Glauben fragten. Teilweise würden sie sich über das Internet intensiv mit katholischer Theologie beschäftigen, fänden aber nicht automatisch eine Heimat in einer durchschnittlichen Pfarre. Die Kirche müsse deshalb überlegen, "wie beheimaten wir sie, wenn sie kommen?"

Unterschiedlichkeit statt "Verdrängungswettbewerb"

Auch den österreichischen Umgang mit Synodalität nimmt Oster differenziert wahr. In seiner Nachbardiözese Linz beobachte er eine intensive inhaltliche Beschäftigung mit den Themen und eine gute Kooperation mit europäischen Partnern. Anders als in Deutschland würden auch die kirchenpolitisch kontroversen Themen in Österreich aus seiner Sicht etwas weniger polarisiert verhandelt. Er habe den Eindruck, dass es eher nach dem Prinzip gehe: "Wir akzeptieren unsere Unterschiedlichkeit."

Theologe: Auf Stocken der Synodalität gemeinsame Antwort finden

Ungarischer Experte Máté-Tóth: Zögerliche und "selektive" Rezeption der Synodalität kein osteuropäisches Sonderproblem, sondern auch in Westeuropa zu finden

Budapest, 08.09.2026 (KAP) Eine stockende Rezeption der Synodalität nimmt der ungarische Theologe András Máté-Toth in der katholischen Kirche wahr - und zwar nicht nur Ost- und Mitteleuropa, sondern auch in Europa insgesamt. Die Resonanz auf den synodalen Prozess sei "auffallend zurückhaltend", schreibt Máté-Tóth in einer Analyse auf der ungarischen Website "megujul.hu" mit Blick auf die bevorstehenden Beratungsgespräche über Synodalität im oberösterreichischen

Bildungshaus Schloss Puchberg. Bislang konzentriere sich der Prozess vor allem auf die seelsorgliche und spirituelle Dimension. Die eigentliche Mitentscheidung der Laien werde dagegen "beharrlich ferngehalten". Die Rezeption sei deshalb nicht nur langsam, sondern "selektiv".

Als Ursache in Ost- und Mitteleuropa nennt Máté-Tóth eine "verwundete kollektive Identität", die durch historische Erfahrungen wie etwa die kommunistische Verfolgung geprägt worden sei. Diese Identität führe dazu, Neues eher als Bedrohung denn als Chance wahrzunehmen. Auch die Rezeption des Zweiten Vatikanischen Konzils sei in der Region vielfach auf die Liturgiereform konzentriert geblieben; Impulse wie das Verständnis der Kirche als Volk Gottes, ihr Verständnis als Gemeinschaft und das allgemeine Priestertum der Gläubigen seien dagegen kaum ausreichend in die Praxis umgesetzt worden.

Beide Reformimpulse stießen damit auf eine ähnliche kirchliche Grundstruktur. Dazu gehörten laut Máté-Tóth "die klerikal organisierte Theologie, die Kluft zwischen Laien und Theologen in Theorie und Praxis, die theologische Kultur, die sich 'von der Tradition zur Wiederholung' verengt, sowie eine Art fortwährende, kulturkämpferische Grundhaltung". Diese Faktoren beruhten auf einer Einstellung, "an der jede Reform gleichermaßen scheitert".

Bedrohungsreflexe

Nach Máté-Tóths Einschätzung verstärkt sich in als bedrohlich empfundenen Situationen die Tendenz, Entscheidungen stärker an die Spitze der Hierarchie zu verlagern. Zugleich wachse die Bindung an das Gewohnte und an klar abgegrenzte, hierarchisch und autoritär strukturierte Gruppen. Dadurch könne sich die für Synodalität notwendige Offenheit ins Gegenteil verkehren: An die Stelle gemeinsamer Beratung und Beteiligung trete die Ablehnung eines vermeintlichen "Parlamentarismus".

"Die Angst heute keine osteuropäische Besonderheit mehr", betont Mate-Toth. Auch Konflikte in westlichen Kirchen, die Spannungen um den "deutschen Synodalen Weg" und die zunehmende Polarisierung könnten Ausdruck derselben Angst sein. Das Stocken der Synodalität verlange daher nach einer gemeinsamen europäischen Antwort.

Komma statt Punkt

Als Ausweg nennt der ungarische Theologe lebendigen Glauben und tragfähige, barmherzige Gemeinschaften. Angst müsse in Zuversicht und Offenheit verwandelt werden. "Vergebung ist in erster Linie kein Gefühl, sondern eine Haltung und eine Entscheidung", schreibt Máté-Tóth. Entscheidend sei, "am Ende des Satzes des Leidens keinen Punkt, sondern ein Komma" zu setzen.

Unter diesen Voraussetzungen könne Synodalität als Ausdruck von Koinonia, also des gemeinsamen Unterwegsseins und der Synode, verstanden werden - nicht als "bedrohlicher Parlamentarismus". Dazu passe der Appell von Papst Leo XIV. vom 8. Mai 2025, es gelte "ohne Furcht, in Einheit, Hand in Hand mit Gott und untereinander" weiterzugehen.

D O K U M E N T A T I O N

Puzzlesteine einer "Roadmap" für Europa

Wortlaut der zusammenfassenden Schlussbemerkung beim Symposium "Shaping Synodailty in Europe" von Tagungsleiterin Klara Csiszar

Linz, 18.09.2026 (KAP) *Kein Schlussdokument, jedoch "Puzzlesteine" eines weiteren Fahrplans für die synodalen Gestaltung der katholischen Kirche in Europa hat es nach dem Internationalen Symposium in Puchberg bei Wels gegeben, das sich vier Tage diesem Ziel verschrieben hatte. Tagungsleiterin Klara Antonia Csiszar bündelte am Ende das Ergebnis der intensiven Gespräche von 187 Beteiligten an 21 Tischen, in Form einer ersten, mit KI-Unterstützung erstellten Sichtung des von den Berichterstattern gelieferten Materials. Eine genauere theologische Auswertung soll es in den kommenden Wochen geben, hieß es; das Ergebnis wird dann beim CCEE-Bischofstreffen im Oktober präsentiert. Schon jetzt lieferte die Vizerektorin der Katholischen Privat-Universität Linz auch ihre eigene Deutung der Ergebnisse. Hier im Wortlaut:*

Liebe Schwestern und Brüder,
sehr geehrte Eminenzen und Exzellenzen, liebe Weggefährt: innen,

am Ende dieser gemeinsamen Tage darf zunächst eines ausgesprochen werden. Es ist viel zur Sprache gekommen. Aber mehr noch, es ist viel hörbar geworden. Nicht nur Gedanken, nicht nur Positionen, nicht nur einzelne Anliegen. Hörbar geworden ist etwas von dem, was Menschen in der Kirche in Europa bewegt, belastet, hoffen und suchen lässt.

In den Tischberichten verdichten sich Erfahrungen, Spannungen, Hoffnungen, Widersprüche und offene Fragen. Gerade deshalb sind diese Texte wichtig. Nicht, weil sie schon alles lösen, sondern weil sie zeigen, wo sich etwas bewegt, wo der Geist Unruhe schenkt, wo Trost spürbar wird und wo neue Klarheit wächst.

Was in diesen Tagen gewachsen ist, ist nicht einfach Material für ein Protokoll. Es ist ein geistlicher Resonanzraum. Manches war tastend, manches sehr klar, manches schmerzhaft, manches tröstlich. Aber gerade in dieser Vielfalt ist deutlich geworden. Hier wurde nicht nur über Kirche gesprochen. Hier hat sich Kirche ereignet.

Die Berichte, die aus den Tischgesprächen entstanden sind, sind keine Abstimmungen, aber sie orientieren. Entscheidend ist die Bewegung des Gespräches. Wo gab es Konvergenzen. Wo blieben Divergenzen. Welche nächsten Schritte wurden sichtbar. Welche Fragen konnten nicht gelöst werden und müssen weitergetragen werden. Diese Berichte sind deshalb für die weitere Arbeit an einer Roadmap von großem Wert. Im Folgenden möchte ich einige Puzzlesteine sichtbar machen, die sich aus den Gesprächen und Tischberichten ergeben haben.

Die Taufe

Ein erster Puzzlestein ist die Taufe. Die Gespräche haben immer wieder daran erinnert. Die Taufe ist die gemeinsame Grundlage, die Quelle gleicher Würde und gemeinsamer Verantwortung aller Christinnen und Christen. Sie ist nicht ein Thema unter vielen. Sie ist der Anfang unseres gemeinsamen Kircheseins. Zugleich wurde sehr ehrlich benannt, dass genau diese Taufwürde in unserer kirchlichen Wirklichkeit oft zu wenig bewusst ist und zu wenig konkrete Gestalt gewinnt.

So bleibt eine Frage im Raum, die uns weiter begleiten muss: Wenn die Taufe die grundlegende Würde und Berufung aller Christinnen und Christen begründet, warum prägt sie unser kirchliches Leben dann oft so wenig sichtbar? Wo wird die Taufe als Berufung und Sendung verstanden? Wo wird die gleiche Würde aller Getauften nicht nur bekannt, sondern erfahrbar? Wo wird

Verantwortung wirklich geteilt? Und wo bleiben Getaufte noch immer bloße Empfänger kirchlicher Leistungen, statt als Subjekte des Glaubens, der Hoffnung und der Sendung wahrgenommen zu werden?

Das Hören

Ein weiterer Puzzlestein ist das Hören. Mehrfach wurde ausgesprochen. Wir geben als Kirche zu oft Antworten auf Fragen, die niemand gestellt hat. Dieser Satz ruft uns aus der Selbstbeschäftigung heraus und zurück in die Wirklichkeit der Menschen. Er stellt uns nicht zuerst vor die Frage, ob wir die richtigen Antworten haben. Er stellt uns vor die Frage, ob wir die wirklichen Fragen gehört haben. Was bewegt Menschen? Was verletzt sie? Was hoffen sie? Wonach suchen sie? Wo erleben sie Einsamkeit, Zukunftsangst, fehlendes Vertrauen oder Orientierungslosigkeit? Wo suchen sie Sinn, Gemeinschaft, Gerechtigkeit, Trost und Freiheit?

Synodalität beginnt dort, wo wir nicht zuerst erklären, sondern zuhören. Wo wir nicht zuerst unsere Ordnung verteidigen, sondern wahrnehmen, was Menschen bewegt, verletzt, hoffen und suchen lässt. Hören bedeutet dabei mehr als höfliches Anhören. Hören heißt, sich unterbrechen zu lassen. Es heißt, nicht schon vorher zu wissen, was der andere sagen wird. Und es heißt, sich von dem, was man hört, auch verändern zu lassen.

Die Beziehung

Ein dritter Puzzlestein ist die Beziehung. Die Tische haben nicht zuerst gefordert, dass wir noch mehr Programme entwickeln. Sie haben von Gastfreundschaft gesprochen. Von Nähe. Von Begleitung. Von einer Kirche, die Menschen nicht nur anspricht, sondern wahrnimmt. Daraus ergibt sich eine klare pastorale Richtung. Nicht zuerst Menschen in bestehende Strukturen zurückholen, sondern Beziehungen ermöglichen, Menschen begleiten und Grenzen überschreiten.

Das verändert unsere Perspektive. Dann fragen wir nicht zuerst, wie Menschen wieder zu uns kommen. Wir fragen, wie wir zu ihnen gehen. Wie werden wir dort gegenwärtig, wo sie leben. Wie lernen wir, bei ihnen zu sein, bevor wir erwarten, dass sie bei uns sind. Eine Kirche, die so denkt, verliert ihre Identität nicht. Im Gegenteil. Sie wird ihrem Auftrag treuer. Denn das Evangelium ist nicht gegeben, damit wir es hinter den Mauern unserer vertrauten Räume bewahren. Es ist gegeben, damit es Menschen erreicht, tröstet, herausfordert und befreit.

Die Wunden Europas

Ein vierter Puzzlestein sind die Wunden Europas. Besonders stark hat sich in den Gesprächen eine Frage eingeprägt. Wo begegnen wir in den Wunden der Menschen Europas dem auferstandenen Christus? Diese Frage bündelt sehr vieles, was wir in diesen Tagen miteinander gehört haben. Europa ist nicht nur ein geographischer Raum. Europa ist ein Raum verdichteter Erfahrungen. Krieg und Angst, Gewalt und Flucht, Polarisierung und Erschöpfung, Verlust von Vertrauen, Einsamkeit, Missbrauch und religiöse Entfremdung. Aber Europa ist auch ein Raum großer Sehnsucht, nach Frieden, nach Gemeinschaft, nach Würde, nach Gerechtigkeit und nach Hoffnung.

Diese Frage bewahrt uns vor zwei Versuchungen. Sie bewahrt uns vor einer triumphalistischen Kirche, die so tut, als hätte sie keine Wunden. Und sie bewahrt uns vor einer resignierten Kirche, die nur noch auf Krisen starrt und sich in der Diagnose ihrer eigenen Schwäche erschöpft. Denn der Auferstandene ist nicht der Unverletzte. Er bleibt der Verwundete. Christus ohne Wunden ist nicht Christus.

In Gott eintauchen und bei den Menschen auftauchen

Ein weiterer Puzzlestein ist die geistliche Haltung, die in einem Satz zusammengefasst wurde: "In Gott eintauchen und bei den Menschen auftauchen." Dieser Satz verbindet, was wir oft voneinander trennen. Er verbindet Gebet und Verantwortung, Eucharistie und Alltag, Kontemplation und Sendung, Christusbeziehung und gesellschaftliche Wirklichkeit.

In Gott eintauchen heißt, nicht nur von Aufgaben getrieben zu sein. Es heißt, aus dem Wort Gottes, aus der Eucharistie, aus der Stille, aus dem Gebet und aus der Begegnung mit Christus zu

leben. Es heißt, sich vom Evangelium formen zu lassen. Bei den Menschen auftauchen heißt, nicht im kirchlichen Innenraum zu bleiben. Es heißt, bei ihren Fragen, ihren Wunden, ihren Zweifeln, ihren Konflikten und ihren Hoffnungen zu sein. Es heißt, nicht an den Lebenswirklichkeiten vorbeizureden.

Eine Kirche, die in Gott eintaucht und bei den Menschen auftaucht, wird weder im Aktivismus noch im Rückzug enden. Sie wird eine Kirche sein, die aus ihrer Quelle lebt und darum den Mut hat, sich der Welt zuzuwenden.

Konkrete Orte von Kirche

Ein weiterer Puzzlestein betrifft die konkreten Orte, an denen Kirche sichtbar wird. Die Pfarre bleibt für viele Menschen ein entscheidender Berührungspunkt mit Kirche. Nicht als bloße Verwaltungsstruktur, nicht als Rest einer vergangenen Volkskirche, sondern als möglicher Raum gelebter Nähe. Dort entscheidet sich, ob Menschen wahrgenommen werden. Dort entscheidet sich, ob sie willkommen sind. Dort entscheidet sich, ob Vertrauen wachsen kann.

Ein kleines Bild aus den Gesprächen bringt das auf den Punkt. Ein Priester bleibt nach dem Gottesdienst am Ausgang stehen, verabschiedet die Menschen persönlich und wechselt einige Worte mit ihnen. Das wirkt klein. Aber es zeigt eine ganze Haltung. Eine Kirche, die nicht zuerst verwaltet, sondern wahrnimmt. Eine Kirche, die nicht zuerst organisiert, sondern begegnet. Eine Kirche, die nicht zuerst von sich selbst spricht, sondern beim Menschen bleibt.

Auch junge Menschen sind in diesem Zusammenhang nicht einfach eine Zielgruppe, die wir mit besseren Angeboten erreichen müssten. Sie sind Glaubende, Suchende, Fragende und Begabte. Sie suchen Orientierung, Gemeinschaft, geistliche Tiefe und Glaubwürdigkeit. Sie brauchen Orte, an denen Fragen erlaubt sind und Zweifel nicht beschämt werden. Sie brauchen Gemeinschaften, in denen sie bleiben, wachsen, mitgestalten und Verantwortung übernehmen können.

Die digitale Welt

Ein weiterer Puzzlestein ist die digitale Welt. Sie kann Brücken bauen. Sie kann Menschen erreichen, die einen kirchlichen Raum vielleicht nie betreten würden. Sie kann Gedanken und Erfahrungen sichtbar machen. Gerade für junge Menschen ist sie ein selbstverständlicher Lebensraum. Aber sie darf reale Begegnung nicht ersetzen. Glauben wächst nicht durch Reichweite allein. Er wächst durch konkrete Beziehungen, durch Verlässlichkeit, durch gemeinsames Beten, Feiern, Fragen und Handeln. Digitale Räume können Türen öffnen. Durch diese Türen müssen Menschen aber einander wirklich begegnen können.

Strukturen und Leitungskultur

Und schließlich gehört zur Roadmap auch der Puzzlestein der Strukturen und der Leitungskultur. Synodalität darf nicht bei einer gelungenen Gesprächskultur stehen bleiben. Ein gutes Gespräch ist wichtig. Aber es genügt nicht, wenn es ohne Folgen bleibt. Die Tische haben darum nach nachvollziehbaren Wegen von Beratung, Verantwortung, Entscheidung und Rechenschaft gefragt. Wer wird gehört? Wer berät? Wer entscheidet? Wie wird transparent, was aus dem Hören folgt? Wie werden vorhandene Möglichkeiten zur Beteiligung wirklich genutzt? Wie verhindern wir, dass Beteiligung nur symbolisch bleibt?

Diese Fragen richten sich nicht gegen das Amt. Sie fragen nach der Glaubwürdigkeit des Amtes. Amt ist nicht Besitzstand. Amt ist Dienst, Dienst an der Einheit, Dienst an der Unterscheidung und Dienst an der Sendung der ganzen Kirche. Eine synodale Kirche braucht darum eine erneuerte Amts- und Dienstkultur. Eine Kultur des Zuhörens. Eine Kultur des Ermöglichens. Eine Kultur der Transparenz. Eine Kultur der Rechenschaft. Eine Kultur, die Verantwortung nicht konzentriert, weil man Angst hat, sie zu teilen, sondern die sie teilt, weil sie auf die Gaben des Gottesvolkes vertraut.

Erprobungsräume

Hier könnten konkrete Erprobungsräume entstehen. Ein solcher Raum könnte ein Berufungscoaching sein. Nicht als Programm zur bloßen Nachwuchsgewinnung, sondern als Weg, auf dem Menschen ihre Berufung entdecken, unterscheiden und gestalten können. Berufung wäre dann nicht auf Priester- oder Ordensberufungen verengt. Sie würde die vielen Formen des Getauftseins ernst nehmen, Verantwortung in Familie und Beruf, ehrenamtliches Engagement, pastorale Dienste, soziale Arbeit, wissenschaftliche und politische Verantwortung, geistliche Gemeinschaften und kirchliches Amt.

Berufungscoaching könnte Menschen helfen, die Frage nicht zu verdrängen. Wozu bin ich gerufen? Wo kann ich meine Gaben einsetzen? Wo braucht die Kirche mich? Wo braucht die Welt mich? Es könnte Räume schaffen, in denen Menschen begleitet werden, ohne dass ihre Suche sofort funktionalisiert wird.

Auch diejenigen, die ein Amt ausüben und Leitungsverantwortung tragen, brauchen Begleitung. Darum könnte ein Coaching für Bischöfe und Leitungspersonen ein weiterer konkreter Puzzlestein sein. Nicht als Kontrolle und nicht als bloßes Managementinstrument, sondern als geistlicher und menschlicher Raum, in dem Leitungspersonen zuhören lernen, Konflikte wahrnehmen, Entscheidungen reflektieren, Verantwortung teilen und sich selbst begleiten lassen. Eine synodale Amts- und Dienstkultur entsteht nicht einfach durch neue Regeln. Sie wächst, wenn Menschen im Amt erfahren, dass Leitung Dienst ist und dass Dienst nicht isoliert gelebt werden muss. Kollegiale Beratung, geistliche Begleitung und ehrliche Rückmeldung könnten dazu beitragen, diese Kultur einzuüben.

Auch Berufungsakademien könnten zu solchen Erprobungsräumen werden. Orte, an denen junge Erwachsene, Menschen in Leitung, Seelsorgerinnen und Seelsorger, Lehrende, Ordensleute und engagierte Getaufte gemeinsam lernen. Orte, an denen die Frage nach Berufung mit der Frage nach Europa verbunden wird. Welche Menschen braucht Europa heute? Welche Formen von Verantwortung, welche Formen von Leitung, welche Formen von geistlicher Tiefe und gesellschaftlicher Präsenz? Eine Berufungsakademie wäre nicht einfach eine weitere Bildungseinrichtung. Sie könnte ein Raum sein, in dem geistliche Unterscheidung, soziale Analyse, Demokratiebildung, ökumenische und interreligiöse Begegnung sowie kirchliche Praxis miteinander verbunden werden.

Aus diesen Puzzlesteinen ist natürlich noch kein fertiges Bild geworden. Aber es ist etwas in Bewegung gekommen. Eine Roadmap ist kein Plan, der von oben ausgerollt wird. Sie entsteht, wenn wir die Puzzlesteine ernst nehmen. Wenn wir sie miteinander in Beziehung setzen. Wenn wir erkennen, was fehlt. Wenn wir konkrete nächste Schritte erproben. Und wenn wir bereit sind, uns auf dem Weg korrigieren zu lassen.

Ein Europäisches Kirchenforum

Gerade darum möchte ich am Ende einen Vorschlag in den Raum stellen, der mir in den letzten Tagen durch den Kopf ging. Vielleicht braucht Europa sowas wie ein Europäisches Kirchenforum zur Deutung der Zeichen der Zeit, einen geistlichen und theologischen Raum, in dem die Kirchen Europas gemeinsam die Zeichen der Zeit deuten.

Europa braucht Orte, an denen wir nicht nur über Strukturen sprechen, sondern gemeinsam hinschauen. Was geschieht mit den Menschen. Wo wachsen Angst, Polarisierung, Einsamkeit und Gewalt. Wo zeigen sich Hoffnung, Solidarität, neue Formen von Glauben, Berufung und Verantwortung. Wo begegnen wir in den Wunden der Menschen Europas dem auferstandenen Christus.

Ein solches Forum könnte an die wichtige Tradition der europäischen Symposien in den 80ern und 90ern anknüpfen und sie neu beleben. Diese Tradition hat Europa nicht zuerst als Problem verwaltet, sondern als geistlichen Raum verstanden, als Raum der Begegnung zwischen Ost und West, Nord und Süd, zwischen unterschiedlichen kirchlichen Erfahrungen, zwischen theologischer Reflexion, pastoraler Praxis und gesellschaftlicher Verantwortung.

Ein Europäisches Kirchenforum könnte ein Ort sein, an dem wir die Zeichen der Zeit nicht isoliert, sondern gemeinsam deuten. Ein Ort, an dem Bischöfe, Theologinnen und Theologen, Seelsorgerinnen und Seelsorger, junge Menschen, Ordensleute, engagierte Getaufte und Menschen aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen einander begegnen. Ein Ort, an dem wir uns gemeinsam um diesen Kontinent und seine Herausforderungen kümmern und sie im Licht des Evangeliums deuten.

Es könnte zugleich ein Raum der Erprobung werden, für Berufungscoaching, für Begleitung und kollegiale Beratung von Leitungspersonen, für Berufungsakademien, für neue Formen synodaler Amts- und Dienstkultur sowie für konkrete Kooperationen zwischen Ortskirchen. Das Forum müsste nicht alles selbst durchführen. Aber es könnte sichtbar machen, was bereits wächst, Erfahrungen miteinander verbinden und den Mut stärken, neue Wege zu erproben.

Ausblick auf Louvain-la-Neuve

Es hat sich gezeigt, wie wichtig es ist, Räume zu öffnen, in denen Beziehungsarbeit geschieht, Vertrauen entsteht und wir nicht mehr übereinander, sondern miteinander reden. Die Kolleginnen und Kollegen der Katholischen Universität Louvain-la-Neuve laden bereits jetzt zu einem Follow-up-Symposium im Jahr 2027 ein. Dieses Treffen kann uns die Möglichkeit geben, den hier begonnenen Weg weiterzuführen, einander noch besser kennenzulernen und in jenem gegenseitigen Vertrauen zu wachsen, auf das die kontinentale Versammlung im Jahr 2028 angewiesen sein wird.

Denn die synodale Kirche Europas wird nicht zuerst durch Strukturen, Programme oder Beschlüsse glaubwürdig. Sie wird glaubwürdig durch die Weise, wie wir miteinander umgehen, wie wir einander zuhören, wie wir Unterschiede aushalten, wie wir Verantwortung teilen und wie wir einander in Christus verbunden bleiben. "Daran werden alle erkennen, dass ihr meine Jünger seid: wenn ihr einander liebt." (Joh 13,35) So würde das, was hier begonnen hat, nicht in Puchberg enden. Es könnte in Louvain-la-Neuve weitergeführt werden, nicht als Wiederholung, sondern als Vertiefung eines gemeinsamen Weges einer Kirche, die hört, unterscheidet, Vertrauen wachsen lässt und hofft.

Schluss

Damit komme ich zum Schluss. Papst Franziskus schreibt in Evangelii gaudium. "Die Freude aus dem Evangelium, die das Leben der Gemeinschaft der Jünger erfüllt, ist eine missionarische Freude." Diese Freude haben wir hier erfahren. Die Freude, dass Menschen über Grenzen hinweg einander begegnen. Die Freude, dass Verschiedenheit nicht notwendig zur Spaltung führt. Die Freude, dass wir in aller Unterschiedlichkeit gemeinsam auf Christus hören können. Die Freude, dass Kirche nicht nur eine Institution ist, über die wir sprechen, sondern eine Wirklichkeit, die wir miteinander erleben und gestalten.

Und vielleicht ist gerade das der tiefste Ertrag dieser Tage. Hier wurde sichtbar, dass Kirche kein Museum ist. Ein Museum bewahrt, was einmal war. Es schützt Objekte hinter Glas. Es erklärt Vergangenes, aber es riskiert nicht das Leben der Gegenwart. Kirche aber ist nicht dazu berufen, das Evangelium hinter Glas auszustellen. Kirche ist kein fertiges Produkt. Kirche ist ein Ereignis. Sie ereignet sich Tag für Tag im Miteinander von Menschen, in ihrer Beziehung zur Welt und in ihrer Beziehung zu Christus. Sie ereignet sich, wenn Menschen im Namen Christi zusammenkommen. Wenn sie einander zuhören. Wenn sie Wunden nicht verstecken. Wenn sie Hoffnung teilen. Wenn sie gemeinsam Verantwortung übernehmen. Wenn sie sich neu senden lassen.

Viele wird interessieren, wie es mit den Berichten weitergeht. Sie werden dem Präsidium des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen, CCEE, vorgelegt und allen Teilnehmenden zugesandt. Zugleich bilden sie die Grundlage für die weitere sorgfältige Auswertung und theologisch-pastorale Unterscheidung in den kommenden Wochen. Die in diesem Vortrag benannten Puzzlesteine sind deshalb nicht als abschließendes Ergebnis zu verstehen, sondern als erste Orientierung für den weiteren gemeinsamen Weg.

Und darum möchte ich von Herzen Danke sagen.

Mein besonderer Dank gilt dem Präsidium des CCEE, Kardinal Jean-Claude Hollerich, Kardinal Ladislav Német und Erzbischof Gintaras Gruas. Danke, dass Sie hier waren und diesen Weg mit Ihrer Präsenz und Ihrem aufmerksamen Mitgehen unterstützt haben. Sie haben sichtbar gemacht. Synodalität ist keine Randfrage einzelner Ortskirchen. Sie ist eine gemeinsame Verantwortung auf kontinentaler Ebene.

Ich danke sehr herzlich meinem Team, Dominik Harrer, Sonja Radinger, Stefanie Friedl und Attila Balogh. Ihr habt diese Tage mit Kompetenz, Sorgfalt, Geduld und großem Einsatz vorbereitet und getragen. Mein Dank gilt ebenso unseren Studierenden, Ursula Deinhammer, Klara Etzelstorfer, Andrea Falkner, Elisabeth Mikota, Valentin Ördög, Hermann Pramendorfer, Stefanie Strasser, Daniela Stütz sowie Schwester Helena Fürst und Maya Anna. Mit Aufmerksamkeit, Hilfsbereitschaft und Gastfreundschaft habt ihr dazu beigetragen, dass diese Tage nicht nur gut organisiert, sondern von einer Atmosphäre des gemeinsamen Lernens geprägt waren.

Ich danke Dr. Taniya Georg für die engagierte Social-Media-Arbeit. Sie hat dazu beigetragen, dass Gedanken, Begegnungen und die Atmosphäre dieser Tage auch über Puchberg hinaus sichtbar und teilbar wurden. Und ich danke Michaela Greil für die fotografische Begleitung. Ihre Bilder halten nicht nur Ereignisse fest. Sie bewahren Gesichter, Gesten und Begegnungen, in denen sich die synodale Erfahrung dieser Tage konkret gezeigt hat. Schließlich danke ich allen Facilitatorinnen und Facilitatoren, Moderatorinnen und Moderatoren sowie Reporterinnen und Reportern. Die Tischgespräche konnten gelingen, weil Sie zugehört, moderiert, unterschiedliche Stimmen geschützt und die Erfahrungen sorgfältig festgehalten haben.

Gehen wir diesen Weg miteinander. Gehen wir aufeinander zu. Hören wir einander zu. Lernen wir voneinander. Entdecken und fördern wir Berufungen. Erneuern wir unsere Amts- und Dienstkultur. Öffnen wir Räume für Erprobung und Veränderung. Stärken wir die synodale Kirche Europas. Und lassen wir uns die Freude des Evangeliums nicht nehmen. Danke.

"Synodalität ist um der Mission willen da"

Wortlaut der Ansprache von Kardinal Jean-Claude Hollerich über die Erfahrungen der Weltsynode, Synodalität, Beteiligung, Dezentralisierung und die Rolle der Kirche in Europa

Linz, 18.09.2026 (KAP) *Kardinal Jean-Claude Hollerich, Erzbischof von Luxemburg, Vizepräsident des Rates der europäischen Bischofskonferenzen (CCEE - Consilium Conferentiarum Episcoporum Europae) und seit 2021 Generalrelator der Bischofssynode, hat bei einer Pressekonferenz in Linz zum Auftakt des internationalen Symposium "Shaping Synodality in Europe" über die Erfahrungen der Weltsynode und die nächsten Schritte des synodalen Prozesses gesprochen. Im Mittelpunkt seiner Ausführungen standen die gemeinsame Verantwortung der Getauften, Zuhören und Beteiligung, die Bedeutung von Dezentralisierung sowie die Frage, wie die Kirche in Europa in einer sich verändernden Gesellschaft ihren Auftrag erfüllen kann. Kathpress dokumentiert den Wortlaut seines Statements sowie seiner Antworten auf Journalistenfragen:*

PRESSESTATEMENT KARDINAL HOLLERICH

Etwas Neues ist in der Kirche gewachsen. Menschen aus allen Kontinenten haben einander zugehört, gemeinsam gebetet und gemeinsam unterschieden. Bischöfe, Frauen und Männer, Ordensleute und Laien. Das hat es in dieser Form in der Geschichte der Kirche noch nicht gegeben. Und es hat mich als Christen und als Bischof zutiefst berührt. Diese Erfahrung ist die eigentliche Botschaft der Weltsynode: Kirche ist möglich als ein gemeinsamer Weg - und dieser Weg trägt.

Synodalität ist dabei um der Mission willen da. Wir lernen das gemeinsame Unterwegssein nicht, um uns mit uns selbst zu beschäftigen, sondern um das Evangelium in einer veränderten Welt neu zur Sprache zu bringen. Communio, Partizipation und Sendung gehören untrennbar

zusammen. Grundlage dieses gemeinsamen Weges ist die Würde der Getauften. Alle Gläubigen tragen Verantwortung für die Sendung der Kirche. Autorität in der Kirche ist deshalb nicht Macht, sondern Dienst, und wir suchen nach Wegen, wie Rechenschaft, Transparenz und Mitverantwortung auf allen Ebenen konkret werden können.

Wir haben in Rom mit Ernst über die Stellung der Frauen gesprochen. Wenn Frauen sich in der Kirche nicht zu Hause fühlen, haben wir als Christen versagt. Diese Frage wird uns weiter begleiten, und sie verlangt Redlichkeit. Die Synode hat außerdem die Perspektive der Orte in die Mitte gerückt. Der Glaube wird in sehr unterschiedlichen Kontexten gelebt, in Afrika, in Asien, in Lateinamerika, in Ozeanien, in Europa. Eine gesunde Dezentralisierung ist kein Rückzug der Einheit, sondern ihre reifere Gestalt. In Europa gehen wir auf eine kleinere, aber lebendigere Kirche zu. Das ist aber meiner Meinung nach kein Grund zur Resignation, sondern eine Einladung zur geistlichen Vertiefung unserer christlichen Existenz, und eine Einladung, der Mission nachzuspüren.

Spannungen gehören zu diesem gemeinsamen Weg dazu. Sie sind kein Betriebsunfall, sondern Ausdruck der Weite des einen Leibes Christi. Was wir brauchen, ist ein geschützter Raum freier Aussprache, in dem wir einander wirklich zuhören und das Gegenüber zu verstehen versuchen: Welche Sorgen, welche Freude, welche Hoffnungen, welche Trauer und Ängste hat er oder sie? Das wird in diesen Tagen in Wels geübt. Und dieser gemeinsame Weg ist keine innerkirchliche Angelegenheit: In unseren Gesellschaften wird viel gesprochen und wenig gehört. Wer anders denkt, gilt rasch als Gegner, und die Fragen, an denen Europa sich reibt - Migration, Krieg, Zukunftsangst -, werden in Lagern verhandelt statt miteinander. Eine Kirche, die es lernt, Gegensätze auszuhalten, ohne auseinanderzufallen, und respektvoll in der Verschiedenheit miteinander unterwegs zu sein, hat unseren Gesellschaften etwas anzubieten. Nicht als Belehrung, das auf keinen Fall, sondern als Ort, an dem Menschen einander noch zuhören, Spannungen aushalten und einander nicht vernichten wollen.

Der Weg dorthin hat inzwischen Termine. Bis Dezember sollen die Diözesen umsetzen, was im Schlussdokument steht. 2027 folgen die Auswertungsversammlungen in den Diözesen, dann in den Bischofskonferenzen; im Frühjahr 2028 die kontinentalen, im Oktober 2028 die kirchliche Versammlung in Rom. Diese wird weder ein Konzil noch eine Bischofssynode sein, sondern etwas Neues, eine Versammlung auf weltkirchlicher Ebene. So etwas gab es noch nicht. Meine Hoffnung ist, dass in ihr alle Getauften wirklich vertreten sind: 1,4 Milliarden Katholik:innen in einer wunderbaren Vielfalt und Einheit.

Der eigentliche Ort aber, an dem sich Synodalität bewähren muss, ist keineswegs Rom. Es sind die Pfarreien, die Diözesen, die Ausbildungsstätten, die Universitäten, die Fakultäten, die kirchlichen Gremien vor Ort. Dort entscheidet sich, ob dieser Weg Frucht bringt, und ich bin voller Zuversicht, dass er es tun wird, sonst wäre ich heute nicht da. Der Katholischen Privat-Universität Linz danke ich für diese Initiative, der Diözese Linz dafür, dass sie uns diesen Raum gibt. Wir sind Pilger der Hoffnung, und wir gehen als solche gemeinsam weiter. Ich danke Ihnen.

Frage: Wie kann Kirche synodaler sein?

Hollerich: Ich glaube, dass die Ausführung der Synodalität in den verschiedenen Kirchen ganz verschieden sein kann. Zum Beispiel in Afrika: Die meisten Kirchen in Afrika sind sehr lebendig. Es gibt sehr viele Frauen und Männer, die engagiert sind, Katechesen halten. In vielen Dörfern kommt nur selten ein Priester. Es sind die Katechetinnen und Katecheten, die den Alltag bestreiten. Da könnte man ja sagen: Das ist schon sehr synodal. Aber im Kongo ist es so, dass die Finanzen bisher der Klerus gemacht hat. Jetzt besteht in Kongo die Synodalität darin, dass die Vermögensverwaltung in Pfarren ist. Alle sehen es und sehen, wie gut es geht, dass die Kirche viel dynamischer ist als vorher.

Oder in Luxemburg, in meiner eigenen Kirche. Das war früher so etwas wie Irland oder Flandern, es war eine sehr katholische Region, doch heute ist nicht mehr viel davon übrig. Wir haben heute in den meisten Pfarren Pastoralräte, doch die sind nicht besonders aktiv. Sind auch

meistens ältere Damen und Herren, die das schon lange machen, die das so absitzen, habe ich den Eindruck. Natürlich bin ich aber froh, dass sie noch dabei sind. Doch Luxemburg ist sehr international, und meiner Frage wäre: Wie viele Portugiesen oder Franzosen etwa sind in diesen Pastoralräten? Wir finden niemanden dafür, höre ich aus den Pfarren. Ich frage zurück: Wen haben die gefragt? Die älteren Damen unter ihnen - die werden selbst auch immer älter und können das nicht mehr machen. Doch es gibt andere Leute, die man fragen kann.

In meiner Diözese habe ich einen Jugendrat - ähnlich wie etwa den Priesterrat oder Pastoralrat. Ich frage ihn zu allen wichtigen Dingen in der Diözese. Ich tue das nicht auf gleiche Art und Weise, denn wenn man bei Tisch sitzen und dem starren Protokoll folgen würde wie etwa bei anderen Sitzungen, käme nichts heraus. Wir sitzen auf dem Boden, essen Pizza, nehmen uns Zeit, beten miteinander - da kommen neue Ideen raus.

Es gibt so viele Möglichkeiten, Kirche heute zu sein. Der Heilige Geist, dem muss man auch was zutrauen. Als Bischof - bei uns macht der Bischof oder Weihbischof Firmungen alle selbst - ist das eine der Hauptaufgaben. Ich muss daran glauben, dass das, was ich tue, wahr ist - dass der Heilige Geist dann in unseren Getauften wirkt - und dann muss ich auch auf sie hören. Wenn ich den Heiligen Geist frage, wo er die Kirche hinführen will, wo Neues entstehen kann, ist das nicht nur ein Gebet für mich in der Kapelle. Sondern dann muss ich mit den Getauften sprechen. Denn sie haben ihn empfangen, in ihnen spricht der Heilige Geist. Das betrifft auch die Armen: Wir müssen aufpassen, dass wir in vielen Ländern Europas nicht Kirche der Mittelschicht werden, sondern dass die Armen eine Stimme haben.

Papst Franziskus sagte immer, der Heilige Geist wirkt auf eigene Weise und verursacht zuerst ein riesiges Durcheinander. Dann erst kommt eine Harmonie, so wie beim Pfingstereignis. Wir sind dabei, eine neue Harmonie schaffen zu lassen, vom Heiligen Geist - wo Kirche nicht mehr Kirche der Kleriker und der Hauptamtlichen ist, sondern dass wir alle zusammen Kirche sind.

Es gibt Fragen, die Europa sehr bewegen, wo andere Kontinente nicht sehr viel Interesse haben. Da braucht es auch eine europäische Bescheidenheit. Wir denken, Europa wäre der Nabel der Welt, was hier gedacht ist, da müssten die anderen erst langsam dazu kommen. Das ist falsch. Das heißt aber nicht, dass wir die europäischen Bedürfnisse nicht wahrnehmen sollten. Sondern zuordnen, wenn wir in Rom bei der kirchlichen Versammlung 2028 diesen Prozess zum Abschluss bringen. Wir dürfen nicht glauben, dass bei Synodalität dann alles geregelt ist. Denn das ist erst der Anfang.

Wir in der Kirche sind mit etwas zeitlichem Abstand den Gesellschaftsmodellen nachgelaufen. Als es die absolute Monarchie gab, haben wir auch die Pyramide nachgemacht. Wir müssen uns jetzt wieder besinnen, was Kirche wirklich ist. Man kann nicht Bischof sein ohne die Kirche. Das sind ganz konkret Frauen, Männer, junge Leute, Gesunde, Kranke, die alle dazugehören. Da brauchen wir wahrscheinlich noch sehr viel Zeit, bis das irgendwo in alle Strukturen, alle Reflexe hineinkommt. Aber ich bin ganz optimistisch.

Frage: Wie kann eine Dezentralisierung der Kirche vonstatten gehen?

Hollerich: Ich glaube, dass auch da die kontinentalen Bischofskonferenzen sehr wichtig sind. Das Dokument von Aparecida wirkt noch immer nach. Auch in Asien, wo die Katholiken mit Ausnahme der Philippinen und Osttimors überall kleine Minderheiten sind, in einer mehrheitlich von Moslems, Buddhisten, Hindus, oder vom offizieller Atheismus wie China dominierten Gesellschaft. Da wird man bescheiden. Sie suchen einen Weg, und sind dennoch unglaublich fruchtbar. Auch wir brauchen diese Bescheidenheit in Europa. Wir wissen nicht alles, haben nicht alle Antworten auf die Probleme, aber wir sind zusammen unterwegs.

Unterwegs bieten sich plötzlich neue Perspektiven, an die man vorher nicht gedacht hat. Die Frage ist also klar: Wie wird das Evangelium inkulturiert, auch in die Kultur der Jugend? Die PISA-Studie zeigte, dass komplexe Dokumente von den Jugendlichen nicht mehr verstanden werden können. Wie können wir das Evangelium da nahebringen? Das geschieht nur mit den Leuten, es ist nicht so dass der Vatikan eine Denkfabrik wäre, die das macht. Vielmehr ist es so

wichtig, dass Kirche dezentralisiert ist, damit sie reagieren kann und die Botschaft verkünden kann in einer Sprache, die die Welt versteht.

Wichtig ist auch, dass niemand allein die Lösung hat. Die Lösung wird sich auf dem Weg zeigen, wenn wir miteinander unterwegs sind, einander ernst nehmen. Es braucht heute einen Wandel der Kultur, denn wir merken: Viele Institutionen kommen nicht mehr mit der Zeit mit - das betrifft die Demokratie, aber auch die Kirche und ihr Selbstverständnis, wie sie es bisher gelebt hat. Wir müssen ganz umdenken. Die Kirche scheint diesen Wandel allerdings schneller machen zu können als der Staat, das ist eigentlich das Erstaunliche daran. Als wir die Synode in Rom hatten, glaubten die Leute, das wird ein Eklat, die werden sich nie verstehen. Und dann war es doch so, dass bei der Abstimmung des Schlussdokuments eine komfortable Zweidrittelmehrheit bei allen Absätzen zustandekam. Man konnte sich über etwas verständigen, was vorher undenkbar war.

Das betrifft auch das Mitgehen mit der Jugend. Wenn sie kommen, bei uns in Luxemburg, wollen sie auf den Knien kommunizieren und die Mundkommunion bekommen. Manche empören sich über sie und halten ihnen vor, sie wären Ausdruck eines Konservativismus und Traditionalismus. Doch man muss genauer hinsehen. Das ist Ausdruck einer neuen Kultur, nicht des Konservativismus. Es sind junge Menschen, die starke Identitäten aufbauen, bei denen der Kommunionsempfang als identitätsstiftend gilt. Sie wollen auch etwas Besonderes sein. Man muss Jugend ernst nehmen wollen in diesem Besondersein. Die sind aber ganz offen. Kürzlich beim Forum Alpbach habe ich zwei Jugendliche aus Luxemburg mitgenommen, die internationale Politik studieren. Ich bin von den Veranstaltern gefragt worden, ein Gebet der Stille einzuleiten, habe dabei ein kleine Portion Zen-Meditation hineingetan. Die beiden sind gekommen und haben gesagt: Das war phantastisch - wir haben Beten auf eine andere Art gelernt. Die Jugendlichen sind offen. Aber man braucht Leute, die mit ihnen gehen. Und dann gibt es dort auch neue Perspektiven.

Und es geht durchaus auch darum, Tradition zu leben - und zwar richtige Tradition. Tradition ist nicht eine Kiste aus der Vergangenheit, die ich an die nächste Generation weiterleiten muss, sondern etwas Lebendiges, das sich immer wieder an die Zeit angepasst hat. Das gilt auch dann, wenn Leute in Frankreich von der tridentinischen Messe sprechen und sagen, die hätte es immer schon gegeben. Doch gerade in Frankreich hat man diese 200 Jahre lang nicht eingeführt. Jetzt plötzlich entdeckt man das als einen Schatz, was man vorher im Namen der Tradition verworfen hat. Das zeigt: Es gibt viel Spielraum. Man soll keine Angst davor haben, sondern Leute begleiten, mit den Leuten unterwegs sein. Ich glaube, das gehört auch zu Synodalität - dass man sagt: Kirche ist keine Demokratie. Und es wäre gut, wenn Demokratien etwas mehr vom Zuhören, gemeinsam unterwegs sein hätten - das würde vielleicht helfen.

"Gewalt wird in Liebe umgewandelt und so Tod in Leben"

Pastoraltheologe Zulehner über die Eucharistie als "Weltverwandlung": Was die Feier des Todes und der Auferstehung Jesu mit Kirche, Europa und dem Einsatz für Frieden, Gerechtigkeit und die Schöpfung zu tun hat

Linz, 15.09.2026 (KAP) *Der Pastoraltheologe Paul M. Zulehner hat bei einer Meditation im Rahmen des internationalen Synodenworkshops in Schloss Puchberg bei Wels die Eucharistie als "Weltverwandlung" gedeutet. Ausgehend von einer Predigt von Papst Benedikt XVI. (2005-2013) beim Weltjugendtag 2005 in Köln fragte Zulehner nach den Folgen der Eucharistie für die Feiernden und für die Welt. Im Zentrum seiner Überlegungen stand die Frage, ob die in der Eucharistie gefeierte Wandlung auch die Menschen selbst erfasst und dadurch Veränderungen in Kirche und Gesellschaft anstößt. Die Nachrichtenagentur Kathpress dokumentiert im Folgenden den gesprochenen Wortlaut seiner Rede:*

Brüder und Schwestern,
darunter verehrte Amtsträger unserer Kirche in Europa!

Ich schenke Ihnen eine Meditation mit Papst Benedikt XVI. Der Titel, den ich ihr gegeben habe, lautet: Gewalt in Liebe verwandeln. Eucharistie, die wir sodann als Volk Gottes feiern, Eucharistie als Weltverwandlung.

Es war am Weltjugendtag in Köln im Jahre 2005. Papst Johannes Paul II., der sich zusammen mit Michail Gorbatschow historische Verdienste um die Freiheit der Länder Osteuropas erworben hatte, hatte zum Weltjugendtreffen eingeladen. Er selbst konnte an ihm nicht mehr teilnehmen. Er war am 2. April 2005 verstorben. Papst Benedikt XVI. war als sein Nachfolger für drei Tage nach Köln angereist. Überschattet wurde das Welttreffen durch die Nachricht, dass am 16. August, also am Tag des Beginns des Jugendtreffens, Roger Schutz, der Prior von Taizé, ermordet wurde. Benedikt XVI. nahm zudem die Gelegenheit wahr, als erster Papst in Köln eine Synagoge zu betreten.

Am 21. August konzelebrierte er zwischen 10:00 und 12:45 Uhr auf dem Marienfeld in der Nähe von Köln mit 1,1 Millionen zumeist jungen Pilgerinnen und Pilgern aus 193 Ländern. Dort sprach der am 19. April 2005 frisch gewählte Papst zu den jungen Menschen. Mit tiefschürfenden Worten wollte er den Feiernden die Tiefe jener Feier der Eucharistie erschließen, die bereits voll im Gang war. Ich begleite Sie mit einem kleinen Ausschnitt aus dieser grandiosen Predigt in jene Eucharistiefeier hinein, die auch wir uns eben anschicken zu feiern.

Benedikt XVI., den viele zu Recht als den Theologen auf dem Papstthron würdigen, spannte in dieser kompakten Theologie der Eucharistie den Bogen von Golgotha mitten hinein in unsere heutige Welt: also auch Europa.

Er erinnerte daran, dass Jesus mit den Jüngern das Paschamahl Israels gefeiert habe. In diesem gedenke das jüdische Brudervolk der Befreiung aus der Knechtschaft in Ägypten. Dann habe Jesus die Perspektive auf das gewechselt, was ihm bevorstand: ein gewaltsamer Tod und eine unvorstellbare Auferstehung. So sprach Jesus jene Worte, "die (ich zitiere aus der Predigt Benedikts) die Summe von Gesetz und Propheten in sich tragen: 'Dies ist mein Leib, der für euch hingegeben wird. Dieser Kelch ist der neue Bund in meinem Blut.'" Und so teilte er Brot und Wein aus und trug ihnen zugleich auf, das, was er jetzt sagt und tut, immer neu zu sagen und zu tun zu seinem Gedächtnis.

Gewalt in Liebe verwandeln

Dann setzt Papst Benedikt XVI. mit einer tiefen theologischen Deutung dessen fort, was damals im Abendmahlssaal stattfand und er uns aufgetragen hat, dies zu seinem Gedächtnis fortwährend zu feiern. "Was geschieht da?", so fragt der meditierende Papst vor den versammelten Jugendlichen. Seine Antwort bewegt. Die Gedächtnisfeier soll zu allen kommenden Zeiten "einen Prozess der Verwandlungen in Gang zu bringen, dessen letztes Ziel die Verwandlung der Welt dahin ist, dass Gott alles in allem sei (vgl. 1 Kor 15,28)".

Dann präzisiert er den "zentralen Verwandlungsakt, der allein wirklich die Welt erneuern kann: Gewalt wird in Liebe umgewandelt und so Tod in Leben." Gewalt wird in Liebe umgewandelt. Der Papst hatte bis dahin in seiner Predigt Deutsch gesprochen. Dann wiederholte er noch einmal auf Englisch diese unglaubliche Wandlung. Dieser Ausschnitt liegt ihnen nunmehr auch vor.

"Diese erste grundlegende Verwandlung von Gewalt in Liebe, von Tod in Leben zieht dann die weiteren Verwandlungen nach sich. Brot und Wein werden sein Leib und sein Blut. Aber an dieser Stelle darf die Verwandlung nicht Halt machen, hier muss sie erst vollends beginnen. Leib und Blut Jesu Christi werden uns gegeben, damit wir verwandelt werden. Wir selber sollen Leib Christi werden, blutsverwandt mit ihm.

Wir essen alle das eine Brot. Das aber heißt: Wir werden untereinander eins gemacht. Anbetung wird, so sagten wir, Vereinigung. Gott ist nicht mehr bloß uns gegenüber der ganz Andere. Er ist

in uns selbst und wir in ihm. Seine Dynamik durchdringt uns und will von uns auf die anderen und auf die Welt im Ganzen übergreifen, dass seine Liebe wirklich das beherrschende Maß der Welt werde."

Das Innerste des Lebens der Kirche, die das Konzil mehrmals Quelle und Höhepunkt nennt, führt zu einer vierfachen Wandlung. Am Kreuz wandelt sich Gewalt in Liebe. Dann die Wandlung unserer Gaben von Brot und Wein, dann aber - worauf Augustinus mit seiner Mahnung hinweist "Werdet, was ihr esst" - die Wandlung der Versammelten. Weil aber alle, die in die Kirche hineingetauft sind, zwar nicht von dieser Welt, sondern in dieser leben, hebt in unserer Wandlung bereits die Wandlung der Welt an.

Europa zwischen Gewalt und Verwandlung

Was ist das für eine Welt gerade heute in unserem geliebten Europa? Der Kontinent ist nach so vielen Jahren des "Nie-wieder" voll von Gewalt und Krieg. Die Schöpfung seufzt. Unzählige Menschen leiden. Es gibt Gewalt gegen Frauen, Gewalt am Anfang und Ende des Lebens. Gewalt hat längst das Völkerrecht zerstört.

Genau in diese Welt voll Gewalt hinein feiern wir jetzt das Gedächtnis des Todes Jesu am Kreuz. Wird auch diese Feier eine Quelle dafür, dass "Weltverwandlung" geschieht, dass "Europaverwandlung" anhebt? Wird die Dynamik der Verwandlung von Gewalt in Liebe jetzt nach den dargebrachten Gaben auch uns ergreifen?

Vom deutschen Theologen und Schriftsteller Lothar Zenetti stammt ein Gedicht, das mich schon Jahre lang begleitet und spirituell nachdenklich macht. Er schrieb: "Frag hundert Katholiken was das Wichtigste ist in der Kirche. Sie werden antworten: die Messe. Frag hundert Katholiken was das Wichtigste ist in der Messe. Sie werden antworten: die Wandlung. Sag hundert Katholiken, dass das Wichtigste in der Kirche die Verwandlung ist. Sie werden empört sein: Nein, alles soll bleiben wie es ist!"

Es gibt heute viele Gründe, warum die christlichen Kirchen in Europa kraftlos erscheinen. Europa sei wie eine alte und schwache Großmutter, so Papst Franziskus am 25. November 2014 vor dem Europarat. Er zeichnete das "Bild eines etwas gealterten und erdrückten Europas [...], das dazu neigt, sich in einem Kontext, der es oft nüchtern, misstrauisch und manchmal sogar argwöhnisch betrachtet, weniger als Protagonist zu fühlen." Papst Franziskus hebt aber zugleich würdigend hervor: "Unsere jüngere Geschichte zeichnet sich dadurch aus, dass die Förderung der Menschenwürde zweifellos ein zentrales Anliegen war gegen die vielfältige Gewalt und die Diskriminierungen, an denen es im Laufe der Jahrhunderte auch in Europa nicht gefehlt hat."

Nun ist die derzeitige kirchliche Entwicklung mit der in keinem anderen Kontinent vergleichbar. Denn zweifellos findet bei uns das Auslaufen der glorreichen Konstantinischen Ära statt, welche der Kirche eine bewundernswerte Blüte in allen Bereichen ihres Lebens und Wirkens gebracht hatte. Daraus folgt, dass Europa zwar nicht gottlos werden wird, also im negativen Sinn dieses Wortes säkularisiert. Vielmehr besitzen die Menschen nach einer Zeit, in der Christ zu sein Schicksal war, eine wählbare "säkulare Option" vor. Das fordert uns auf, so Kirche zu sein, dass wir durch unser Leben und Wirken den Berufungen, die Gott gerade heute wieder jungen Menschen zumutet, nicht ersticken.

"Gott, verwandle die Gaben, aber uns lass in Ruh"

Könnte es aber sein, dass wir bei unserer Suche nach den Ursachen über die prekäre Lage unserer Kirche in Europa den vielleicht gewichtigsten Schwachpunkt unseres kirchlichen Lebens übersehen? Vielleicht sagen gar zu viele derer, die Gott selbst zu einer sonntäglichen Eucharistiefeier zusammengerufen hatte: Gott, verwandle die Gaben, aber uns lass in Ruh!

Derzeit gehen beispielsweise in Österreich allein 600.000 Menschen am Sonntag zur Kirche und feiern Eucharistie. Es könnten noch mehr sein, wäre ihnen ein Priester zugeteilt, der ihrer Feier vorsteht, oder könnten, wie es Papst Franziskus einmal vorschlug, gemeindeerfahrene Personen zu den herkömmlichen Priestern hinzu ordiniert werden?

Geschähe nun aber bei den 600.000 Feiernden Österreicherinnen und Österreichern wirklich Wandlung, im innersten Herzen, was das Tun von Gewalt in Liebe revolutioniert: Hätten wir dann, wenn wir die Feier verlassen, nicht ein größeres Herz für die vielen Schutzsuchenden, die vor politischer Gewalt, Naturkatastrophen und hoffnungsloser Armut fliehen? Wären wir dann nicht besorgter um unseren eigenen ökologischen Fußabdruck, weil die vielen kleinen Beiträge im persönlichen Leben der Bewahrung der uns zum Hegen und Pflegen anvertrauten Schöpfung dienen?

Gingen wir nicht weit mehr als Söhne und Töchter der Bergpredigt aus dem Gottesdienst hinaus, weil wir, wo immer es geht, Frieden stiften, im Kleinen wie im Großen, und politisch für einen gerechten Frieden eintreten? Dies alles könnte geschehen, wenn wir uns wirklich wandeln ließen. Wenn wir also nicht insgeheim sagten: Gott, verwandle die Gaben, aber uns lass in Ruh. Wie werden wir selbst aus unserer heutigen Feier hinausgehen?

"Synodalität ist das Zweite Vatikanische Konzil in Kurzform"

Sr. Nathalie Becquart vom Synodensekretariats im Kathpress-Interview über Papst Leo XIV., Europas Rolle im weltweiten synodalen Prozess und weitere Schritte bis 2028

Linz, 18.09.2026 (KAP) Über die neue Etappe des weltweiten Synodalen Weges unter Papst Leo XIV. hat Kathpress mit der vatikanischen Untersekretärin des Generalsekretariats der Synode, Sr. Nathalie Becquart, gesprochen. Im dem Interview am 14. September am Rande des Symposiums "Shaping Synodality in Europe" in Schloss Puchberg bei Wels ging es um den synodalen Leitungsstil des Kirchenoberhaupts, um die Bedeutung von Zuhören, Dialog und geistlicher Unterscheidung, auch um Europas besondere Rolle sowie die nächsten Schritte bis zur kirchlichen Versammlung 2028. Becquart betonte zudem die Bedeutung junger Menschen für eine missionarische Kirche. Synodalität sei ein Weg, die Sendung der Kirche besser zu erfüllen und die Rezeption des Zweiten Vatikanischen Konzils weiterzuführen, so die vatikanische Expertin.

Kathpress: Sr. Becquart, ihr Chef Papst Leo XIV. ist gerade 71 Jahre geworden und seit nunmehr 15 Monaten im Amt. Inzwischen können wir nicht mehr nur über seine Pläne sprechen, sondern auch darüber, wie er Synodalität konkret lebt. Was zeigt sich dabei?

Sr. Becquart: Schon in seiner ersten Ansprache nach der Wahl hat Papst Leo gesagt: Wir wollen eine synodale Kirche sein - eine Kirche, die Brücken baut, den Menschen nahe ist, insbesondere den Armen und Leidenden. Genau das sehen wir inzwischen auch in seinem Führungsstil. Er übt sein Amt auf eine synodale Weise aus. Er ist ein Mensch, der tief zuhört, sich mit anderen berät und gemeinsam mit ihnen unterscheidet und entscheidet. Ein wichtiges Vorbild für ihn ist dabei der heilige Augustinus. Für Augustinus kann ein Bischof oder Hirte nicht allein unterwegs sein. Das hat Papst Leo auch kürzlich bei einer Begegnung mit den neu ernannten Bischöfen gesagt: Ein Bischof ist dazu berufen, mit seinem Volk zu gehen. Er zitierte dabei Augustinus: "Mit euch bin ich Christ, für euch bin ich Bischof."

Kathpress: Was bedeutet Synodalität für Papst Leo - und welche Bedeutung hat sie für die Sendung der Kirche?

Sr. Becquart: Sie ist für ihn kein Selbstzweck, sondern dient der Sendung der Kirche - und ganz besonders dem Frieden. Gerade in der gegenwärtigen Situation sehen wir, wie wichtig es ist, Frieden zu suchen und zu schaffen. Zuhören, Dialog und gemeinsames Unterscheiden sind dafür entscheidend. Papst Leo kennt diesen Weg auch aus eigener Erfahrung. Als Bischof in Peru erlebte er die diözesane Phase, später kam er während der kontinentalen Phase nach Rom. Als Präfekt des Dikasteriums für die Bischöfe nahm er an den Synodenversammlungen 2023 und 2024 teil und war anschließend Mitglied zweier Arbeitsgruppen, die aus dem Synodenprozess hervorgegangen sind. Nun bestätigt er den Weg der Umsetzung, der unter Papst Franziskus beschlossen wurde und bis zur kirchlichen Versammlung im Jahr 2028 führen soll.

Kathpress: Was ist dabei charakteristisch für seinen persönlichen Stil?

Sr. Becquart: Ich glaube, das Wichtigste ist, wie Papst Leo durch seine eigene Art zu sein und zu führen einen synodalen Stil lebt. Papst Franziskus war ebenfalls ein Mensch, der sehr stark zuhörte. Jeder Papst hat natürlich seinen eigenen Stil. Bei Papst Leo spüren viele Menschen, die ihm begegnen, wie aufmerksam und tief er zuhört - und dass dieses Zuhören geistlich verankert ist. Ich würde deshalb nicht so sehr die Unterschiede betonen. Es geht eher um Kontinuität mit einem anderen Stil. Wir befinden uns inzwischen in einer neuen Phase des synodalen Weges. Und je weiter wir auf diesem Weg voranschreiten, desto besser verstehen wir, was Synodalität eigentlich bedeutet. Wir lernen, dass Synodalität vor allem eine geistliche Haltung und ein Stil ist. Man lernt sie, indem man sie praktiziert: "learning by doing".

Kathpress: Sie haben Papst Leo im Gespräch mit Menschen erlebt. Was fällt Ihnen dabei besonders auf?

Sr. Becquart: Seine große internationale Erfahrung. Noch bevor er Papst wurde, hatte er rund 50 Länder bereist. Er kennt also die Vielfalt der Ortskirchen und der kulturellen Kontexte aus eigener Erfahrung. Das wurde auch bei einem Treffen während des Jubiläums der synodalen Teams [im Heiligen Jahr 2025, Anm.] deutlich. Wir hatten sieben Delegierte aus den sieben Kontinenten eingeladen. Jeder schilderte die Situation auf seinem Kontinent: Wo stehen wir in der Synodalität? Welche Initiativen gibt es? Welche Herausforderungen? Papst Leo hörte sehr aufmerksam zu, machte sich Notizen und antwortete anschließend so, dass man merkte: Er hatte die jeweiligen Situationen wirklich verstanden. Denn die Situation in Asien ist nicht dieselbe wie in Afrika, Lateinamerika oder Europa.

Kathpress: Was sind die Früchte, die Ergebnisse dieses synodalen Stils?

Sr. Becquart: Es gibt unterschiedliche Rhythmen und Wege, Synodalität umzusetzen. Wenn man miteinander ins Gespräch kommt und gemeinsam unterscheidet - besonders mit der Methode des "Gesprächs im Geist" -, entstehen sehr konkrete Früchte. Wir erhalten aus vielen Teilen der Welt Zeugnisse darüber, dass solche Prozesse zu Frieden und Versöhnung führen. Spannungen und Konflikte werden nicht aggressiv ausgetragen, sondern indem Menschen an einem Tisch zusammenkommen und einander zuhören. Wenn man sich dabei im Gebet darum bemüht, zu erkennen, was der Heilige Geist sagen möchte, erlebt man die Früchte des Geistes. Der heilige Paulus nennt dabei unter anderem Frieden, Freude, Einheit und missionarischen Eifer.

Kathpress: Synodalität also auch als Ansatz zur Konfliktbewältigung?

Sr. Becquart: Ja. Gerade in Konfliktsituationen können wir versuchen, nicht unsere eigene Sicht durchzusetzen, sondern gemeinsam nach dem zu suchen, was dem Gemeinwohl dient und wohin der Heilige Geist uns führt. Es geht darum, nicht gegeneinander, sondern gemeinsam nach einem Weg zu suchen.

Kathpress: Sind Sie mit den Fortschritten des synodalen Prozesses weltweit zufrieden?

Sr. Becquart: Wenn wir betrachten, wo wir heute stehen und wo wir vor Beginn der Synode standen, dann ist bereits ein Weg zurückgelegt worden. Natürlich hängt sehr viel vom jeweiligen Ort und von der jeweiligen Diözese ab. Deshalb ist das Bild sehr unterschiedlich. Wir haben aber den Vorteil, dass wir Rückmeldungen aus vielen Ländern bekommen und selbst viel unterwegs sind. Wir sehen tatsächlich diese Früchte. Natürlich ist es nicht überall einfach, und ich würde auch nicht sagen, dass es überall perfekt läuft. Aber viele Menschen und Gemeinschaften bemühen sich ernsthaft darum. Wenn Synodalität nicht nur theoretisch diskutiert, sondern tatsächlich gelebt wird - in Pfarren, Familien, Ordensgemeinschaften oder katholischen Schulen -, kann man die Früchte sehen.

Kathpress: Welche besondere Rolle kann Europa im weltweiten synodalen Prozess spielen?

Sr. Becquart: Eine Besonderheit Europas ist seine lange Geschichte. Gemeinsam mit dem Nahen Osten gehört Europa zu den Regionen, in denen die Kirche auf eine sehr lange Präsenz und

Erfahrung zurückblickt. Gleichzeitig ist Europa ein Kontinent, der sich sehr schnell verändert und von großer Vielfalt geprägt ist. Es gibt viele Sprachen, unterschiedliche Kulturen und sehr unterschiedliche gesellschaftliche Entwicklungen. Das ist eine Herausforderung. Aber gerade deshalb ist Europa auch ein Labor dafür, wie man in Vielfalt eins sein kann.

Kathpress: Warum gerade Europa?

Sr. Becquart: Weil Europa in seiner Geschichte auch von Kriegen, Konflikten und Spaltungen geprägt wurde. Gleichzeitig gibt es Erfahrungen von Versöhnung - auf ganz unterschiedlichen Ebenen. Die Frage lautet also: Wie können wir trotz dieser unterschiedlichen Geschichten und Erfahrungen gemeinsam unterwegs sein? Ich glaube, Europa kann hier etwas mit der Weltkirche teilen: die Erfahrung, wie man Einheit in Vielfalt lebt. Diese Herausforderung gibt es zwar auf jedem Kontinent, aber in Europa ist sie besonders stark ausgeprägt.

Kathpress: 2028 findet die internationale kirchliche Versammlung in Rom statt. Was muss bis dahin noch geschehen?

Sr. Becquart: Wir befinden uns jetzt in einer Phase, in der es darum geht, Synodalität an der Basis umzusetzen - in den Pfarren, Diözesen und kirchlichen Organisationen. Wir alle lernen Synodalität. Der derzeitige Rahmen sieht deshalb einen Prozess verschiedener Versammlungen vor: Zunächst auf diözesaner Ebene im ersten Halbjahr 2027, anschließend auf nationaler Ebene im zweiten Halbjahr 2027. Im ersten Halbjahr 2028 folgt die kontinentale Ebene. Danach kommt die kirchliche Versammlung in Rom.

Ich würde diese Treffen nicht einfach als Evaluationsversammlungen bezeichnen. Wenn man gemeinsam unterwegs ist, muss man irgendwann innehalten, zurückblicken und fragen: Was haben wir erlebt? Welche Früchte des Heiligen Geistes haben wir gesehen? Was waren unsere geistlichen Erfahrungen? Es geht darum, konkret zu erzählen, wie Synodalität in den einzelnen Diözesen gelebt wird, welche Initiativen entstanden sind und was erreicht wurde. Gleichzeitig müssen wir Schwierigkeiten und Hindernisse benennen. Nur so können wir den Prozess weiterführen und gemeinsam unterscheiden. Und wenn wir besonders schöne Erfahrungen mit der Gegenwart des Heiligen Geistes machen, ist es wichtig, diese mit anderen zu teilen.

Kathpress: Also ein Lernen voneinander?

Sr. Becquart: Genau. Dieser Prozess der Versammlungen soll die Früchte der bisherigen Umsetzung sammeln, sie miteinander teilen und einen Austausch von Gaben ermöglichen. Wir wollen verstehen, was auf den verschiedenen Ebenen geschieht, voneinander lernen und den gemeinsamen Weg fortsetzen.

Kathpress: Welche Bedeutung hat aus Ihrer römischen Sicht die europäische Synodalitätstagung hier in Wels?

Sr. Becquart: Ich glaube, wir sehen gerade sehr deutlich, wie wichtig die kontinentale Ebene ist. Im Juni hatten wir ein Treffen mit den Leitungen der kontinentalen Strukturen. Schon während der Synode zur Synodalität waren die ersten kontinentalen Versammlungen im ersten Halbjahr 2023 ein besonders innovativer Schritt. Dabei haben wir verstanden, wie wichtig es ist, die Beziehungen zwischen den Ortskirchen auf kontinentaler Ebene zu stärken. Etwas Ähnliches erleben wir jetzt hier in Europa. Vor wenigen Tagen gab es ein vergleichbares Treffen in Asien. Dort kamen die nationalen synodalen Teams aus verschiedenen asiatischen Ländern in Bangkok zusammen. In Afrika fand ein solches Treffen im August statt.

Kathpress: Warum ist die kontinentale Ebene so wichtig?

Sr. Becquart: Ein Kontinent ist natürlich geografisch definiert und weist große Unterschiede auf. Gleichzeitig gibt es gemeinsame gesellschaftliche und kulturelle Erfahrungen. Die kontinentale Ebene ist deshalb eine Art Verbindungsglied zwischen den Ortskirchen und der Weltkirche. Sie entspricht auch einem größeren gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Raum. Für Europa gilt das in besonderer Weise.

Synodalität ruft uns dazu auf, die Inkulturation zu vertiefen und die Bedeutung des lokalen Kontextes ernst zu nehmen. Das können wir aber nur, wenn wir gleichzeitig die Beziehungen zu anderen Ortskirchen stärken. Das ist eine wichtige Erkenntnis aus der Synode: Wir brauchen immer mehr Beziehungen zwischen den Ortskirchen.

Gerade in Europa gibt es dabei einiges zu entdecken. Wir müssen einander in den verschiedenen Ländern des Kontinents besser kennenlernen. Die Geschichte des Ostens ist nicht dieselbe wie die des Westens. Es gibt unterschiedliche Erfahrungen mit Kirche und Gesellschaft. Wenn wir als Kirche lernen, diese Unterschiede miteinander ins Gespräch zu bringen, ist das auch für Europa insgesamt ein starkes Zeichen - gerade in einer Zeit, in der wir wieder Kriege und Konflikte erleben.

Kathpress: Wie leicht ist es, junge Menschen für Synodalität zu begeistern?

Sr. Becquart: Wenn wir uns fragen, woher der synodale Prozess eigentlich kommt, müssen wir auf die Synode über die Jugend zurückblicken. 2018 hat Papst Franziskus eine Synode zu den Jugendlichen, zum Glauben und zur Berufungsentscheidung einberufen. Die zentrale Frage war: Wie können wir als Kirche mit jungen Menschen unterwegs sein? Wie können wir den Glauben an die nächste Generation weitergeben? Wie können wir das Evangelium jungen Menschen verkünden? Die Antwort, die aus diesem Prozess hervorgegangen ist, war: in einem synodalen Stil.

Kathpress: Synodalität also auch als Weg der Evangelisierung?

Sr. Becquart: Ja. Wir sprechen von einer missionarischen Synodalität. Wir haben verstanden, dass wir den Glauben unter den Bedingungen unserer Zeit nur dann weitergeben können, wenn wir gemeinsam mit jungen Menschen arbeiten und mit ihnen einen synodalen Weg gehen. Deshalb wurde die Synodalität anschließend ausdrücklich aufgenommen. Denn wir haben erkannt: Es geht nicht nur um junge Menschen. Jeder Mensch möchte zunächst einmal gehört werden. Das ist der Ausgangspunkt. Aber gerade für die Evangelisierung junger Menschen ist der synodale Stil entscheidend: mit ihnen zu arbeiten und eine Kirche mit jungen Menschen zu sein. Deshalb sind junge Menschen für mich auch eine wichtige treibende Kraft der Synodalität.

Das biblische Bild von Emmaus, das auch in "Christus Vivit" aufgenommen wurde, beschreibt dies sehr gut. Wenn wir den synodalen Stil Jesu betrachten, sehen wir: Jesus geht dorthin, wo die Menschen sind - selbst wenn sie auf einem falschen Weg sind. Er geht mit ihnen und beginnt damit, ihnen zuzuhören. Dann erschließt er ihnen die Schrift. Er drängt sich ihnen nicht auf. Sie gehen gemeinsam weiter, teilen das Mahl - ein Bild, das uns auch an die Eucharistie erinnert. Schließlich kehren die Jünger nach Jerusalem zurück und werden zu Missionaren. Sie haben eine Umkehr erfahren. Das ist für mich ein sehr starkes Modell von Synodalität: Jesus arbeitet mit den Jüngern, geht ihren Weg mit ihnen, hört ihnen zu und führt sie schließlich zu einer neuen Perspektive.

Kathpress: Entscheidet sich an der Synodalität die Zukunft der Kirche?

Sr. Becquart: Wir haben verstanden, dass dies ein Weg in die Zukunft ist. Denn Synodalität ist gewissermaßen das Zweite Vatikanische Konzil in Kurzform. Sie ist ein Weg, heute eine missionarische Kirche zu sein. Durch die Rezeption des Zweiten Vatikanischen Konzils - insbesondere durch die Entwicklung der Bischofssynode seit dem Konzil - haben wir immer deutlicher verstanden, dass die Rezeption des Konzils noch nicht abgeschlossen ist. Synodalität ist ein Ruf Gottes an die Kirche von heute.

Kathpress: Was bedeutet das konkret für die Kirche?

Sr. Becquart: Es bedeutet, einen Weg zu finden, missionarische Kirche zu sein. Es geht darum, dem Willen Gottes zu entsprechen und Kirche im dritten Jahrtausend zu sein. Deshalb können wir zuversichtlich sein: Wenn wir im gemeinsamen Unterscheiden erkannt haben, dass dies ein Ruf des Heiligen Geistes ist, dann wird uns auch die Gnade gegeben werden, ihn zu leben. Gott ruft uns schließlich nicht zu etwas, das unmöglich ist.

Je mehr wir Synodalität praktizieren und umsetzen, desto mehr sehen wir auch ihre missionarischen Früchte. Besonders wichtig sind die Früchte des Friedens. Die Sendung der Kirche können wir besser gemeinsam erfüllen - nicht nur einige wenige, nicht nur die Priester oder die Bischöfe. Wenn alle Getauften verstehen, dass sie zu missionarischen Jüngern berufen sind, werden wir mehr Früchte hervorbringen und der Sendung der Kirche besser dienen.

Diese Sendung gilt immer allen. Somit ist Synodalität letztlich eine Einladung an die ganze Kirche und auch darüber hinaus. Am Ende geht es darum, gemeinsam unterwegs zu sein: als Volk Gottes und zugleich mit allen Menschen auf dieser Erde. Denn genau darin liegt auch die Weise, wie Gott selbst mit uns Menschen unterwegs ist. Alle Päpste seit Paul VI. haben gesagt, dass das Zweite Vatikanische Konzil unsere Roadmap ist. Synodalität ist der Weg, auf dem wir die Rezeption dieses Konzils weiterführen.

Kathpress: Danke für das Interview!

"Läuterung des Glaubens durch Privilegien-Verlust ist Europas Chance"

Wortlaut des Vortrags des Prager Religionsphilosophen Tomas Halik beim Symposium "Shaping Synodality in Europe" in Wels

Linz, 18.09.2026 (KAP) *Was kann Europa aus der eigenen Geschichte und seiner Erfahrung mit Christentum, Säkularisierung und kirchlicher Erneuerung lernen? Um diese Frage drehte sich der Vortrag von Tomas Halik beim Symposium "Shaping Synodality in Europe" in Wels am 15. September. Statt zu einem vergangenen christlichen Europa zurückzukehren müsse sich die Kirche fragen, wie die Zeichen der Zeit lesen und aus ihrer Erfahrung neue synodale Wege gewinnen könne, so der tschechische Theologe und Priester. Europas geopolitische Veränderungen, die ambivalente Geschichte der Säkularisierung und die gegenwärtige synodale Erneuerung der Kirche sah er in Verbindung. Europa sei dabei nicht Modell für die Weltkirche, sondern eine Stimme unter vielen, und müsse auf die Erfahrungen Afrikas, Asiens und Lateinamerikas hören.*

Kathpress-Infodienst dokumentiert im Folgenden den Wortlaut der Ansprache Haliks:

AUF EUROPA HÖREN

Europa hat aufgehört, das politische, kulturelle und religiöse Zentrum der Welt zu sein. Das Christentum verlagert sich nach Afrika, Asien und Lateinamerika. Europa ist nicht mehr der Lehrer der Welt; sein Weg der Modernisierung, Säkularisierung und religiösen Transformation ist kein allgemeines Gesetz, dem andere Kontinente früher oder später folgen müssen.

Und es gibt auch nicht die eine europäische Erfahrung. Die französische laïcité, die skandinavische Form des Staatschristentums, das deutsche konfessionelle Umfeld, der mediterrane Katholizismus und die postkommunistische Erfahrung Mittel- und Osteuropas stehen für sehr unterschiedliche Wege. Europa ist kein einheitliches politisches, kulturelles oder theologisches Ganzes. Es ist pluralistisch, und seine verschiedenen Regionen tragen sehr unterschiedliche historische Erfahrungen in sich.

Die "Zeichen der Zeit"-Methode

Auf Europa hören bedeutet deshalb vor allem, einer langen, dramatischen und ambivalenten Erfahrung der Veränderungen des Christentums in der Geschichte zuzuhören. Das Zweite Vatikanische Konzil hat die Kirche dazu aufgerufen, die "Zeichen der Zeit" zu deuten. Dieser Aufruf war nicht als einmalige Aufgabe gedacht, sondern als dauerhafte Methode theologischen Arbeitens.

Auf Europa hören bedeutet also, die Zeichen der Zeit in seiner Geschichte zu entdecken. Aber die Zeichen der Zeit sind keine einfachen Botschaften. Sie sind ein Aufruf zur Deutung und zur geistlichen Unterscheidung. Wir müssen nicht nur fragen, was in Europa geschehen ist, sondern auch: Was sagt diese Erfahrung über das Verhältnis von Glaube und Kultur, von Evangelium und Macht, von Kirche und Welt, von Religion und menschlicher Freiheit?

Die Zeichen der Zeit zu deuten bedeutet, zu lernen, wie der Heilige Geist in der Geschichte wirkt - in den Veränderungen der Gesellschaft, der Kultur und des menschlichen Bewusstseins. Das ist nicht nur eine soziologische Analyse und auch nicht nur ein politischer Kommentar. Es ist eine geistliche Hermeneutik der Geschichte. Und ich denke, diese hermeneutische Dimension ist eine der größten Aufgaben, vor denen die europäische Theologie heute steht.

Was hören wir, wenn wir auf Europa hören?

Was hören wir tatsächlich, wenn wir heute auf Europa hören? Hören wir nur die Statistiken über den Rückgang der Religiosität? Hören wir nur vom wachsenden Misstrauen gegenüber Institutionen, von kulturellen Konflikten und politischer Polarisierung? Oder sind wir in der Lage, etwas zu hören, das nicht unmittelbar offensichtlich ist?

Eine Hermeneutik der Zeichen der Zeit darf nicht an der Oberfläche der Phänomene stehen bleiben. Soziologie, Politikwissenschaft und Kulturanthropologie reichen für sich allein nicht aus. Sie sind unverzichtbar, um historische und gesellschaftliche Prozesse zu verstehen. Aber die Theologie nimmt diese Erkenntnisse in einen weiteren Horizont auf und fragt: Was offenbaren diese Veränderungen über den Menschen und über das Verhältnis zwischen Gott und Menschheit?

Ich möchte hier an die Worte von Paul VI. in Evangelii Nuntiandi erinnern. Er spricht von der "Kluft zwischen Evangelium und Kultur" als dem Drama unserer Zeit. Diese Aussage wird oft als Diagnose eines Niedergangs zitiert. Ich glaube aber, dass man sie auch anders lesen kann: Jeder Bruch ist zugleich ein Aufruf zu einer neuen Deutung.

Die Kultur verändert sich ständig. Das Evangelium bleibt dasselbe, aber unser Verständnis des Evangeliums und auch unsere Fähigkeit, es zu vermitteln, müssen immer wieder erneuert werden. Das Zweite Vatikanische Konzil hat uns daran erinnert, dass Tradition kein Museum vorgefertigter Antworten ist. Tradition ist ein lebendiger Prozess, in dem die Kirche unter der Führung des Heiligen Geistes immer tiefer in den Sinn der Offenbarung eindringt. Tradition ist keine Wiederholung; sie ist ein Wachstum im Verständnis.

Wir leben innerhalb der Geschichte. Wir können nicht über ihre Grenzen hinaustreten, den Blickwinkel Gottes einnehmen und ihre gesamte Bedeutung und ihr gesamtes Ziel überblicken. Wir besitzen die Geschichte niemals als einen abgeschlossenen Text, der uns vollständig vorliegt. Der Anfang und das Ende der Geschichte liegen jenseits unserer empirischen Erfahrung. Die Theologie deutet sie im Licht der biblischen Bilder von Schöpfung, Sündenfall, Gericht, Auferstehung und neuer Schöpfung. Aber sie kann diese Dinge nicht zu Objekten unseres Wissens machen, über die wir beliebig verfügen könnten. Wir können aber in historischen Ereignissen Zeichen der Hoffnung ebenso wie Zeichen der Warnung erkennen und auf die Herausforderungen antworten, denen wir darin begegnen.

Ich möchte deshalb versuchen, der europäischen Erfahrung auf drei miteinander verbundenen Ebenen nachzugehen: im Kontext des gegenwärtigen geopolitischen Wandels, in der Geschichte der europäischen Säkularisierung und aus der Perspektive der synodalen Erneuerung der Kirche. Und in allen drei Fällen werde ich nicht nur fragen, was Europa verliert, sondern vor allem: Was offenbart dieser Verlust? Und wozu rufen uns diese Veränderungen?

Europa im Wandel

Europa verändert sich vor unseren Augen. Die politische Landkarte, die Wirtschaftssysteme, kulturelle Identitäten und religiöse Empfindungen durchlaufen tiefgreifende Veränderungen. Wir erleben nicht nur eine weitere historische Krise, sondern das Ende einer ganzen zivilisatorischen

Konfiguration, die Europa nach dem Zweiten Weltkrieg und in vieler Hinsicht auch schon seit der Aufklärung geprägt hat.

Europa ist in eine Phase außerordentlicher Unsicherheit eingetreten. Die internationale Ordnung, die nach 1945 geschaffen wurde, durchläuft die tiefste Krise seit ihrer Entstehung. Institutionen, die über Jahrzehnte für relative Stabilität gesorgt haben - die Vereinten Nationen, die NATO, die Europäische Union und die liberale internationale Ordnung im weiteren Sinne -, sehen sich wachsenden inneren Spannungen und einem Verlust an Vertrauen gegenüber.

Das tiefe Bündnis zwischen den Vereinigten Staaten und dem freien Teil Europas hat über Jahrzehnte den Versuchen der Sowjetunion und später Russlands widerstanden, dieses Bündnis zu untergraben. Doch die Politik von Präsident Donald Trump zu Beginn seiner zweiten Amtszeit hat dieses transatlantische Bündnis in einer Weise geschwächt, die Europa über Jahrzehnte für unmöglich gehalten hätte. Die gegenwärtige Krise in den Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und Europa zwingt Europa nicht nur dazu, seine eigene Verantwortung für die Verteidigung neu zu bewerten, sondern auch seine politische und kulturelle Identität zu überdenken.

Russland unternimmt alle möglichen Anstrengungen, um die Integrität Europas durch systematische hybride Kriegsführung und durch die Unterstützung nationalistischer und populistischer Bewegungen zu untergraben. Nach der Niederlage des gefährlichen Populisten Viktor Orbán, der sowohl von den Regierungen der USA als auch Russlands unterstützt wurde, wird sich Russland wahrscheinlich noch stärker darauf konzentrieren, populistisch-nationalistische Bewegungen in Deutschland, der Slowakei, Polen und der Tschechischen Republik als Trojanische Pferde innerhalb der Europäischen Union einzusetzen. Seine Propaganda missbraucht häufig religiöse Sprache und konzentriert sich dabei auf konservativ-christliche Strömungen. Wir sehen auffällige Ähnlichkeiten zwischen christlichen Nationalisten in Europa und der amerikanischen religiösen Rechten, die Donald Trump unterstützt. Ein Christ darf kein Nationalist sein, hat Papst Franziskus betont.

Und auch die Globalisierung, die bis vor kurzem als ein nahezu unumkehrbarer Prozess globaler Annäherung verstanden wurde, weicht einer zunehmenden Fragmentierung, Handelskriegen, technologischem Wettbewerb und einem Kampf um strategische Rohstoffe. Europa sieht sich mit einer demografischen Krise, Migrationsdruck, den Folgen des Klimawandels und der Veränderung der Öffentlichkeit durch den Einfluss digitaler Medien konfrontiert, insbesondere durch den rasanten Aufstieg der künstlichen Intelligenz.

Gemeinsinn in der Krise

Aber hinter all diesen geopolitischen Veränderungen verbirgt sich ein noch tieferes Problem: eine Krise des gemeinsamen Sinns. Internationale Institutionen können langfristig nicht allein auf der Grundlage rechtlicher Verfahren oder wirtschaftlicher Interessen bestehen. Sie brauchen eine gemeinsame moralische Vorstellungskraft, gemeinsame Erzählungen und gegenseitiges Vertrauen. Europa leidet heute nicht nur unter einem Mangel an politischem Konsens, sondern auch unter einem Mangel an geistigem Zusammenhalt.

Und deshalb sollten sich die Kirchen in Zeiten des Wandels nicht darin erschöpfen zu fragen, wie Veränderungen verhindert oder abgewehrt werden können. Sie sollten vielmehr fragen: Welche Aufgaben stellen diese Veränderungen der Kirche?

Die ambivalente Erfahrung der Säkularisierung

Die erste Aufgabe besteht darin, die säkulare Kultur zu verstehen, in der sich die europäischen Kirchen heute befinden. Viele Christen haben Säkularisierung lediglich als Rückgang des religiösen Glaubens, als Schwächung der kirchlichen Institutionen und als Verlust des gesellschaftlichen Einflusses des Christentums verstanden. Eine solche Erklärung reicht heute nicht mehr aus. Säkularisierung hat sich als ein weitaus komplexerer historischer Prozess erwiesen.

In einigen Ländern war die Säkularisierung das Ergebnis einer langen kulturellen Entwicklung; in anderen wurde sie durch einen totalitären Staat gewaltsam aufgezwungen. An manchen Orten verlor die Kirche an Glaubwürdigkeit durch ihre Verbindung mit politischer Macht; anderswo bewahrte sie nationale Identität und bot einen Ort des Widerstands gegen die Diktatur. Von Säkularisierung zu sprechen bedeutet deshalb immer, auf die Vielstimmigkeit ihrer unterschiedlichen historischen Erfahrungen zu hören.

Die europäische Säkularisierung ist nicht nur eine Geschichte des Verlusts von Religion. Sie ist auch eine Geschichte der Emanzipation des menschlichen Gewissens, der Entwicklung der Wissenschaft, der Differenzierung von religiöser und politischer Macht und der Befreiung der weltlichen Wirklichkeit von ihrer Sakralisierung.

Das Wort Säkularisierung selbst verweist auf das lateinische saeculum: dieses Zeitalter, die zeitliche Welt, den Bereich der menschlichen Geschichte. In einem theologischen Sinn können wir Säkularisierung deshalb auch als eine Konzentration der Aufmerksamkeit auf das historische saeculum verstehen - auf den Bereich menschlicher Freiheit und Verantwortung, von Leiden und Hoffnung, Kreativität und Schuld. Saeculum ist das Zeitalter zwischen dem Anfang der Geschichte, der sich unserer Verfügung entzieht, und ihrer ebenso unverfügbaren Vollendung. Die Säkularisierung hat tiefe Wurzeln in der biblischen Entheiligung der Natur und der politischen Macht.

In Anlehnung an Friedrich Gogarten sollten wir zwischen Säkularisierung und Säkularismus unterscheiden. Ich verstehe Säkularisierung als einen historischen Prozess, der die metaphysischen Fragen nach Anfang und Ende der Geschichte offenlässt. Säkularismus dagegen ist eine Ideologie des radikalen Immanentismus, die jeden Bezug zur Transzendenz leugnet.

Krise und Katharsis zugleich

Europa hat die längste und dramatischste Erfahrung mit dem Verhältnis zwischen Christentum und säkularer Welt gemacht. Über Jahrhunderte hat das Christentum seine Kultur, sein Rechtsbewusstsein, die Universitäten, die Kunst, die sozialen Institutionen und die politische Vorstellungskraft geprägt. Die geistige Geschichte Europas kann ohne Kenntnis des Christentums nicht verstanden werden.

Doch das europäische Christentum hat sich auch mit politischer Macht verbunden, an religiösen Konflikten teilgenommen, soziale Hierarchien legitimiert und sich zeitweise zu einer Ideologie europäischer Überlegenheit und kolonialer Expansion entwickelt. Der Kampf um die Emanzipation des Gewissens, der Wissenschaft, des Staates und der Kultur von kirchlicher Kontrolle war daher nicht einfach eine Revolte gegen das Christentum. In vieler Hinsicht war er auch eine berechtigte Reaktion auf verzerrte Formen christlicher Präsenz in der Gesellschaft.

Die europäische Säkularisierung hat deshalb einen zutiefst ambivalenten Charakter. Sie war ein Prozess sowohl der Emanzipation als auch des Verlusts: die Befreiung der weltlichen Wirklichkeit von ihrer Sakralisierung, aber zugleich auch die mögliche Verschließung der Welt gegenüber der Transzendenz. Sie brachte Religionsfreiheit und Achtung vor dem individuellen Gewissen, schwächte aber zugleich die Weitergabe des Glaubens von Generation zu Generation. Sie überwand das konfessionelle Monopol, reduzierte Religion aber teilweise auf eine private Vorliebe, die im öffentlichen Leben nichts mehr zu sagen haben sollte.

Säkularisierung kann nicht nur eine Krise für das Christentum sein, sondern auch eine Katharsis. Der Verlust eines gesellschaftlichen Monopols bedeutet nicht das Ende des Christentums. Er kann vielmehr seine Läuterung bedeuten. Eine Kirche, die ihrer Privilegien und Machtstrukturen beraubt ist, kann freier, demütiger und glaubwürdiger werden. Sie kann lernen, nicht die Herrscherin der Gesellschaft zu sein, sondern ihre Begleiterin und Dialogpartnerin: eine Dienerin der Versöhnung, eine Schule der geistlichen Unterscheidung und ein Sakrament der Beziehungsfähigkeit.

Sie kann wiederentdecken, dass die Mission des Evangeliums nicht darin besteht, einen konfessionellen Staat zu schaffen oder eine bestimmte kulturelle und politische Ordnung zu sakralisieren. Sie besteht vielmehr darin, menschliche Beziehungen durch die Kraft von Glaube, Liebe und Hoffnung zu verwandeln.

Versuchslabor Europa

Wir dürfen diese reinigende Dimension der Säkularisierung allerdings nicht idealisieren. Eine säkulare Gesellschaft ist nicht automatisch eine reifere, freiere und menschlichere Gesellschaft. Zur europäischen säkularen Erfahrung gehören auch totalitäre Ideologien, die politische Projekte in Ersatzreligionen verwandelten, und zwei Weltkriege, in denen technologischer und kultureller Fortschritt den Abstieg in die Barbarei nicht verhindern konnte.

Die heutige europäische Kultur ist geprägt von konsumistischem Individualismus, Einsamkeit, der Fragmentierung gemeinsamer Erinnerung, einer Krise der Familie und der Beziehungen zwischen den Generationen und dem Verlust einer gemeinsamen symbolischen Sprache. Auf das Zeitalter des Massenatheismus folgt das Zeitalter des Massen-Apatheismus: nicht die leidenschaftliche Ablehnung Gottes, sondern die Gleichgültigkeit gegenüber der Frage nach Gott. Menschen lehnen die Antworten des Christentums häufig gar nicht ab. Sie hören vielmehr auf, die Fragen zu stellen, auf die die Kirche antwortet.

Europa ist deshalb ein Versuchslabor für die Präsenz des Christentums in einer säkularen Umwelt - ein Labor erfolgreicher Experimente, aber auch von Fehlern, Wunden und Sackgassen.

Von der Erneuerung zur synodalen Transformation

Von Zeit zu Zeit muss die Kirche zu den Quellen der apostolischen Tradition zurückkehren, vor allem zum Evangelium, und darum ringen, es immer tiefer und besser zu verstehen. Wenn sie die lebendige Tradition mit einer unveränderlichen Sammlung kultureller Formen verwechselt und auf Pluralität mit Angst, Rückzug in ein Ghetto und Kulturkämpfen reagiert, wird sie ihre eigene Marginalisierung beschleunigen. Wenn sie sich dagegen unkritisch an die vorherrschende Kultur anpasst, könnte sie ihre geistliche Tiefe, ihre eschatologische Offenheit und ihre prophetische Kraft verlieren. Dann besteht die Gefahr, dass sie lediglich zu einer karitativen, kulturellen oder therapeutischen Einrichtung wird.

Jede Zeit braucht das Evangelium, damit es neu in den Körper ihrer Geschichte eindringen kann - in ihre Sprache, ihre Erfahrungen, ihre Wunden und ihre Hoffnungen. Zeiten institutionellen Niedergangs sind immer wieder zu Zeiten geistlicher Erneuerung geworden. Das frühe Mönchtum, die franziskanische Reform, die katholische Reform und die modernen Missionsbewegungen entstanden allesamt inmitten tiefgreifender Krisen.

In die heutige Krise des Christentums hinein ertönt der Ruf nach einer synodalen Transformation. Nach Papst Franziskus ist dies die wichtigste Aufgabe des Christentums für das gesamte dritte Jahrtausend: eine neue Art, Christ und Kirche zu sein.

Wenn wir Säkularisierung als allmähliche Auflösung der Christianitas verstehen würden, insbesondere als Rückgang der Zahl der Menschen, die ihren Glauben innerhalb des geistlichen und institutionellen Rahmens der Kirche praktizieren, und wenn wir Erneuerungsbewegungen als Versuche betrachten würden, diesen Rückgang aufzuhalten, müssten wir die gesamte moderne Geschichte der Kirche als einen großen Misserfolg bezeichnen.

Chronologie eines Misserfolgs

Die Kirchenleitung des 19. Jahrhunderts reagierte auf die Herausforderungen der Moderne weitgehend defensiv. Pius IX. lehnte im Syllabus Errorum von 1864 eine Reihe von Ideen der modernen Welt pauschal ab. Das Erste Vatikanische Konzil betonte anschließend die Autorität des Papstamtes. Spätere antimodernistische Maßnahmen versuchten, die lehrmäßige Einheit der Kirche durch administrative Eingriffe und die disziplinäre Kontrolle theologischen Denkens zu sichern. Die Folge war die Entfremdung vieler kritisch denkender Intellektueller.

Die Kirche, die sich vor allem an der ländlichen Bevölkerung orientierte, verlor zunehmend den Kontakt zur wachsenden städtischen Bevölkerung und insbesondere zur Arbeiterklasse. Der Versuch, Arbeiter durch die katholische Soziallehre anzusprechen, der 1891 mit Rerum Novarum eingeleitet wurde, kam zu spät - ein halbes Jahrhundert nach Marx und Engels. Er konnte die Säkularisierung des Proletariats nicht aufhalten.

Eine ganze Reihe von Erneuerungsbewegungen, insbesondere in der Ekklesiologie, der Patristik und der Liturgie, gipfelte im Zweiten Vatikanischen Konzil. Es stärkte die Rolle des Bischofskollegiums und der Laien und brachte tiefgreifende Veränderungen hervor - von der Liturgie bis zu den Beziehungen der katholischen Kirche zu anderen christlichen Kirchen, zu anderen Religionen und zu Nichtgläubigen.

Doch das großartige Angebot der Solidarität mit der heutigen Menschheit, das am Beginn von Gaudium et Spes zum Ausdruck kam, kam zu spät und löste daher nicht die erwartete Gegenseitigkeit aus. Die großen neuen Kirchengebäude und Priesterseminare füllten sich nicht. Im Gegenteil: Auch die bereits bestehenden begannen sich allmählich zu leeren.

Das bedeutet nicht, dass das Konzil in seinen theologischen und kirchlichen Zielen gescheitert wäre. Es bedeutet vielmehr, dass keine kirchliche Reform einen viel umfassenderen zivilisatorischen Prozess einfach umkehren konnte.

Die 1970er Jahre brachten bereits die ersten Merkmale einer neuen kulturellen Epoche: postmoderne Pluralisierung, zunehmende Individualisierung und die Anfänge einer Informationsrevolution, die ab den 1990er Jahren durch das Internet und die digitalen Medien die Gesellschaft grundlegend veränderte.

Die sogenannte sexuelle Revolution fand in den 1960er Jahren statt. Die Reaktion der Kirche, insbesondere auf die Verbreitung künstlicher Empfängnisverhütung, bestand vor allem darin, moralische Normen zu verschärfen. Gleichzeitig versäumte es die Kirche, ein überzeugenderes und tieferes Verständnis von Sexualität anzubieten, das in einen Dialog mit der neuen kulturellen Erfahrung hätte treten können, einschließlich der Erfahrungen sexueller Minderheiten. Dieser Konflikt wurde zu einem von mehreren Faktoren, die zur Schwächung der Sakramentenpraxis und zur Entfremdung vieler jüngerer Katholiken von der Kirche beitrugen.

Notwendigkeit neuer Reformation

Das Pontifikat des heiligen Johannes Paul II. stellte eine der größten missionarischen Anstrengungen in der modernen Geschichte der Kirche dar. Sein charismatisches Zeugnis inspirierte Millionen von Menschen und trug wesentlich zum Zusammenbruch der kommunistischen Regime bei. Von Ende der 1970er Jahre an und besonders in den folgenden Jahrzehnten rief Johannes Paul II. Europa zu einer "neuen Evangelisierung" auf - neu in ihrem Eifer, ihren Methoden und ihren Ausdrucksformen. Zahlreiche Konferenzen widmeten sich diesem Thema, und unter Benedikt XVI. wurde im Vatikan ein Päpstlicher Rat zur Förderung der Neuevangelisierung eingerichtet. Doch eine wirkliche Neuevangelisierung fand nicht statt. Der Säkularisierungsprozess in Europa setzte sich fort.

Papst Benedikt XVI. lieferte eine gründliche theologische Diagnose der Krise des Relativismus und betonte erneut die Harmonie zwischen Glaube und Vernunft. Mit dem Projekt "Vorhof der Völker" versuchte er, den Dialog zwischen Gläubigen und Nichtgläubigen neu zu beleben.

Gleichzeitig fiel sein Pontifikat in eine Zeit, in der das ganze Ausmaß des sexuellen, psychologischen und geistlichen Missbrauchs durch Mitglieder des Klerus, insbesondere an Minderjährigen und Frauen, allmählich ans Licht kam. Diese Enthüllungen erschütterten die Glaubwürdigkeit kirchlicher Institutionen grundlegend. Benedikts Rücktritt, der offiziell mit seiner nachlassenden Kraft erklärt wurde, fand daher vor dem Hintergrund einer viel umfassenderen Krise des kirchlichen Systems statt.

Der "Vorhof der Völker" war ein wichtiges Symbol des Dialogs, konnte aber für sich allein die wachsende Distanz zwischen kirchlichen Institutionen und säkularer Kultur nicht überbrücken. Die Metapher eines Vorhofs setzte weiterhin einen Tempel voraus, dessen kulturelle Sichtbarkeit und Autorität rapide abnahmen.

Der Säkularisierungsprozess kam nicht zum Stillstand, sondern erreichte seinen Höhepunkt. Nach einem langen Prozess der Auflösung brach das Modell der Christianitas sichtbar zusammen, selbst in Ländern, die traditionell als katholisch galten, darunter Irland und Polen.

Für viele waren die Missbrauchsskandale vielleicht nicht der eigentliche Grund für ihren Austritt aus der Kirche; vielmehr rationalisierten sie damit ein schon länger bestehendes Gefühl, dass die Kirche auf ihre existenziellen Fragen keine Antwort gab. Die Reaktion auf die Missbrauchsskandale erinnerte an die Reaktion auf den Ablasshandel am Beginn der Moderne. Die Ablassskandale legten tiefere Probleme offen, insbesondere das Verhältnis der Kirche zu Macht und Geld, und trugen zum Zusammenbruch des damaligen Kirchensystems sowie sowohl zur lutherischen als auch zur katholischen Reformation des 16. Jahrhunderts bei. In ähnlicher Weise offenbarten die Missbrauchsskandale die Notwendigkeit einer "neuen Reformation" - einer Transformation des gesamten Systems von Macht, Autorität und Kommunikation innerhalb der Kirche.

Überschreiten der Grenzen

Vor seiner Wahl auf den Stuhl Petri erinnerte Kardinal Bergoglio an die Worte der Heiligen Schrift: Jesus steht vor der Tür und klopft an. Er fügte hinzu: Heute jedoch klopft Jesus von innen. Er möchte hinausgehen, und wir müssen ihm folgen. Wir müssen unsere bestehenden mentalen und institutionellen Grenzen überschreiten und zuallererst zu den Armen, den Ausgegrenzten und den Leidenden gehen.

Die synodale Reform ist eine Hinwendung zu den Peripherien - und zwar nicht nur zu den sozial Benachteiligten. Wir müssen zu den Menschen gehen, die entweder die Beziehung zur institutionellen Kirche verloren oder niemals eine solche Beziehung aufgebaut haben, und zwar ohne die missionarische Absicht, sie in die bestehenden mentalen und institutionellen Strukturen der Kirche hineinzudrängen. Diese Grenzen müssen überschritten werden. Wir müssen wirklich eine Kirche für alle werden - per tutti.

Das bedeutet nicht, unsere christliche Identität zu verlieren, sondern sie zu verwirklichen: zu zeigen, dass die Kirche nicht egozentrisch ist, sondern ausstrahlend, selbsthingebend, kenotisch.

Deshalb muss das gesamte System der Auswahl, Ausbildung und Heranbildung von Priesterkandidaten und pastoralen Mitarbeitern verändert werden. Die Vorhut einer offenen, synodalen Kirche ist der spezialisierte Seelsorgedienst. Seelsorger in Krankenhäusern, Gefängnissen und bei den Streitkräften sind nicht nur für die Mitglieder ihrer eigenen Gemeinden da, sondern für alle. Wir brauchen viele hochqualifizierte Seelsorgerinnen und Seelsorger, geweihte und nicht geweihte, die jedem geistlichen Beistand leisten können und dabei ihrer Identität als Diener der Kirche treu bleiben.

Mir scheint, dass wir hier einen Schlüssel zur Beantwortung der Frage finden, worin sich die synodale Reform von den bisherigen Erneuerungsbewegungen unterscheiden könnte. In der Vergangenheit fragte die Kirche: Wie kann sie den anhaltenden Exodus der Gläubigen aufhalten und sie wieder innerhalb der Grenzen kirchlicher Strukturen zurückholen? Jetzt fragt sie: Wie kann sie diese Grenzen überschreiten?

Unsere Identität wird nicht durch eine Liste von Glaubenssätzen definiert, sondern durch den lebendigen, auferstandenen Christus, der semper maior ist - der in Glaube und Erfahrung der Kirche immer weiter wächst. Deshalb muss es einen ständigen Dialog zwischen der Erfahrung der Kirche und ihrer theologischen Reflexion geben.

Synodalität als Kultur der Beziehung

Wir haben gesagt, dass die heutige Welt zunehmend von Fragmentierung geprägt ist. Die internationale politische Ordnung zerfällt. Die Öffentlichkeit fragmentiert sich. Gesellschaften polarisieren sich. Wirtschaft, Politik, Wissenschaft und Religion schließen sich zunehmend in ihren jeweiligen eigenen Logiken ein und hören auf, einander zu verstehen.

Auch der Mensch selbst wird zu einem zersplitterten Wesen. Er ist einer beispiellosen Fülle von Informationen, Möglichkeiten und Identitäten ausgesetzt und findet es immer schwieriger, eine innere Einheit in seinem Leben zu entdecken. Fragmentierung wird zu einem der bestimmenden Merkmale unserer Epoche.

Wenn diese Diagnose zutrifft, kann die Antwort der Kirche nicht lediglich darin bestehen, ihre eigenen Institutionen zu verteidigen. Sie muss eine andere Vision des menschlichen Zusammenlebens anbieten. Ich bin überzeugt, dass sich hier erneut die inspirierende Kraft einer der tiefsten Einsichten der christlichen Tradition erschließt: die Lehre von der Dreifaltigkeit.

Der christliche Glaube bekennt sich nicht zu einem einsamen Gott, sondern zu Gott als Gemeinschaft von Beziehungen. Die großen Kirchenväter haben diese Wirklichkeit mit dem Begriff der Perichorese beschrieben - dem gegenseitigen Ineinanderwohnen und Durchdringen der göttlichen Personen. Vater, Sohn und Heiliger Geist sind keine isolierten Zentren der Existenz. Ihre Einheit entsteht nicht durch die Unterdrückung von Unterschieden. Im Gegenteil: Gerade die gegenseitige Offenheit jeder göttlichen Person ermöglicht die Fülle ihrer Identität.

Wenn der Mensch nach dem Bild des dreieinigen Gottes geschaffen ist, dann findet auch der Mensch seine Erfüllung weder in der Isolation noch in der Auflösung in einem Kollektiv, sondern in Beziehungen. Gesellschaft ist nicht einfach die Summe von Individuen. Sie ist ein Netzwerk von Beziehungen. Die Kirche ist nicht lediglich eine soziale Organisation. Sie ist ein Sakrament der Beziehungsfähigkeit.

Vielleicht eröffnet sich gerade hier eine neue Denkweise für das europäische Projekt. Europa wird weder durch eine Rückkehr zur Machtpolitik vergangener Jahrhunderte gerettet werden noch durch die technokratische Steuerung wirtschaftlicher Prozesse. Europas Zukunft hängt davon ab, ob es eine Kultur der Beziehungen wiederentdeckt - Beziehungen, die nicht auf Herrschaft oder Gleichförmigkeit beruhen, sondern auf der gegenseitigen Anerkennung von Unterschieden.

Austausch und Unterscheidung

Gleichzeitig muss Europa auf andere hören. Synodale Katholizität kann weder ein einseitiger Export europäischer Theologie sein noch eine unkritische Übernahme von Modellen aus den dynamischen Kirchen des globalen Südens. Sie muss zu einem gegenseitigen Austausch von Erfahrungen werden. Keine Ortskirche ist nur Lehrerin oder nur Schülerin. Jede kann den anderen ihre Gaben und ihre Wunden, ihren lebendigen Glauben und ihre Versuchungen, ihre Antworten und die Fragen anbieten, die sie selbst noch nicht beantworten konnte.

Die europäischen Kirchen müssen auf die Erfahrungen der anderen Kontinente hören. Sie können von ihnen einen lebendigen Sinn für Gemeinschaft, Liturgie, Familie und Solidarität lernen; eine Sensibilität für Symbol und das Heilige; und den Mut des Glaubens unter Bedingungen von Armut, Verfolgung und religiösen Konflikten.

Die Kirchen Afrikas, Asiens und Lateinamerikas sind keine jüngeren Versionen der europäischen Kirche, die lediglich auf ein "fortgeschritteneres" Stadium der Säkularisierung warten. Ihre Erfahrungen können andere Formen der Moderne darstellen und Europas Gleichsetzung von Reife mit Individualismus, Rationalismus und religiöser Gleichgültigkeit korrigieren.

Aber auch ihre Erfahrungen müssen einer kritischen Unterscheidung unterzogen werden. Die Lebendigkeit religiösen Lebens garantiert an sich noch keine evangelische Authentizität. Überall kann sich Religion mit Nationalismus, Populismus, patriarchaler Macht, Autoritarismus oder

Konsumkultur verbinden. Numerisches Wachstum der Kirche kann eine Unreife des Glaubens, eine unzureichende theologische Reflexion oder den Missbrauch geistlicher Autorität verdecken.

Europa kann seinerseits die Erfahrung kritischer Theologie, historischen Bewusstseins, des Schutzes des Gewissens, der Unterscheidung von Macht und institutioneller Rechenschaftspflicht anbieten.

Synodalität als Schule und Inspiration für die Welt

Ich verstehe Synodalität deshalb als einen viel umfassenderen Prozess als lediglich eine Veränderung der Beziehungen innerhalb der Kirche. Synodalität ist eine Schule perichoretischer Kultur. Sie lehrt uns, dass Einheit nicht dadurch entsteht, dass Unterschiede beseitigt werden, sondern dann, wenn unterschiedliche Menschen einen Raum schaffen, in dem sie einander verwandeln können, ohne einander zu vereinnahmen.

In diesem Sinne kann eine Kultur der Synodalität eine Inspiration für die Welt sein - nicht weil sie der Welt ein fertiges politisches Modell anbietet, sondern weil sie die Möglichkeit einer Zivilisation zeigt, die nicht auf der Logik des Wettbewerbs, sondern auf der Logik der Gegenseitigkeit beruht; nicht auf geschlossenen Identitäten, sondern auf Identitäten, die sich in Beziehungen verwirklichen.

Vielleicht ist dies der größte Beitrag, den Europa zur entstehenden multipolaren Welt leisten kann: die Erfahrung, dass wahre Einheit nicht Gleichförmigkeit bedeutet und dass wahre Pluralität nicht Zerfall bedeuten muss. Eine perichoretische Kultur ist eine Kultur des dynamischen Zusammenlebens von Unterschieden.

Die Globalisierung hat vor allem Märkte, Technologien und Informationen miteinander verbunden. Eine perichoretische Zivilisation sollte Menschen, Kulturen und Religionen miteinander verbinden. Die Globalisierung hat Interdependenz geschaffen; die Perichorese kann gegenseitige Verantwortung schaffen. Die Globalisierung hat die Welt von außen miteinander verbunden; eine perichoretische Kultur kann sie von innen her verbinden - durch Vertrauen, Dialog und geteilte Verantwortung.

Europa als Frage, Warnung und Hoffnung

Auf Europa hören bedeutet daher weder, in seiner Vergangenheit ein Modell zu suchen, das wiederhergestellt werden müsste, noch bedeutet es, seine Erfahrung als universellen Weg für andere Kontinente anzubieten. Es bedeutet, seine Geschichte als Frage, als Warnung und als Verheißung anzunehmen. Europa zeigt, was geschieht, wenn das Evangelium sich mit Macht verbindet. Es zeigt aber auch, was entstehen kann, wenn der Glaube sich durch den Verlust seiner Privilegien läutern lässt.

Im Leben, im Tod und in der Auferstehung Jesu erkennen wir die Weise, wie Gott gegenwärtig ist: nicht als Herrschaft von außen, sondern als verwandelnde Nähe von innen; nicht als Sieg, der die Wunden beseitigt, sondern als Hoffnung, die durch die Wunden hindurchgeht.

Die Kirche darf sich deshalb nicht als selbsternannte Richterin über die Geschichte stellen. Sie muss in die Geschichte eintreten als eine Gemeinschaft des Zuhörens, der Unterscheidung und des Dienstes.

Vielleicht ist genau das, was Europa heute braucht. Und vielleicht ist es auch das, was die Erfahrung Europas der Weltkirche anbieten kann: keine vorgefertigten Antworten, sondern den Mut, einander zuzuhören, gemeinsam zu unterscheiden und gemeinsam zu hoffen.

"Zuhörende Kirche": Was es in Europa dazu an Best Practice gibt

Vortrag von Pastoralinstituts-Direktorin Eder-Cakl bei Synodalitäts-Tagung in Wels

Linz, 18.09.2026 (KAP) *Wie lebt die Kirche das Evangelium im heutigen Europa? Dieser Frage spürte die Direktorin des Österreichischen Pastoralinstituts, Gabriele Eder-Cakl, am 15. September beim Internationalen Symposium "Shaping Synodality in Europe" in Wels nach. Anhand einer Rundreise durch Europa mit Bildern zeigte sie Beispiele für Formen des Zuhörens und kirchlicher Präsenz und gab einen Einblick in diesbezügliche Vielfalt auf dem Kontinent, von kostbaren Ikonen über Friedensinitiativen und Klimaaktionen bis hin zur "Godfluencern" auf Sozialen Medien oder dem Einsatz für Geschlechtergerechtigkeit. Die Aufgabe der Kirche sei es, "die Liebe zu enthüllen, den Menschen den nächsten Schritt im Leben zu ermöglichen und das in einer Sprache der Liebe zu tun". Hier ihr Beitrag im Wortlaut.*

Sehr geehrte Pilgerinnen und Pilger am Weg der synodalen Kirche in Europa!

Ich darf Sie nun auf eine Reise durch Europa mitnehmen, wo wir an manchen Stationen stehen bleiben, wo wir meinen: Das macht Europas Kirche aus. Oder: Das sind die europäischen Kontexte, die spezifisch sind. Die Ozeanische Kirche hat den Klimawandel und dessen Folgen als Thema, die Asiatische Kirche stellt Interkulturalität in den Mittelpunkt. Was sind die europäischen Themen?

So starten wir unsere kurze Reise mit Musik, gespielt von einem Ensemble der Wiener und Berliner Philharmoniker. [Musikvideo: Balkan Party]. Diese Musik überrascht, ein klassisches Ensemble der Wiener und Berliner Philharmoniker spielt Musik der Balkanregion. Es symbolisiert Europas Vielfalt!

[Foto von Kirche in Ohrid, Mazedonien] Nun sind wir im Balkanraum und besuchen Pfarrer Oliver in Ohrid Nordmazedonien. Seine Gemeinde ist klein. 300 Katholik:innen inmitten von vielen orthodoxen Christinnen und Christen. Er betreibt in seiner Pfarre ein Bildungszentrum und ein Sozialzentrum für Behinderte. Seine Frau hilft ihm dabei. Pfarrer Oliver hat in Deutschland studiert und das Osteuropa Hilfswerk der Deutschen Bischofskonferenz Renovabis hilft finanziell. Seine Töchter ministrieren. Das ist nicht selbstverständlich, dass Mädchen in diesen Ländern ministrieren, sagt Pfarrer Oliver. Sie machen es mit Freude. Diese orthodoxe Kirche ist seine Lieblingskirche in Ohrid. Auch meine Lieblingskirche.

Schätze an Bildern und Gebäuden

[Foto von Kirche in Berad, Albanien] Unsere Zweite Station ist nicht weit von Ohrid entfernt: Berat in Albanien. Nach seiner schrecklichen Diktatur lebt Albanien sehr gut mit allen Religionen und Konfessionen zusammen. Eines der größten Probleme ist, dass junge Menschen das Land verlassen. Ein Bodenkulturprofessor in Tirana hat mir sein Leid geklagt. Er hat mir auch den großen Schatz der Ikonen in Albanien gezeigt. Die Stadt Berat ist ganz im osmanischen Stil gebaut und hat ein kleines Museum - ein ehemaliges orthodoxes Kloster, wo meiner Meinung nach die schönsten Ikonen der Welt sind.

[Fotos von zwei Ikonen aus Berad] Hier eine Christus-Ikone: - und dann eine Ikone, die ganz besonders ist: "Die Lebensspendende Quelle" . In Istanbul ist diese Quelle auch heute noch zu besuchen, mit dessen Wasser Kaiser Leo im 5. Jahrhundert einen Blinden heilte. Sie stellt dar, wozu uns Jesus gesendet hat: Heilt, bringt den Frieden und treibt die Dämonen aus. All das können wir mit diesem lebensspendenden Wasser - Christus. Und wir stärken einander für diese Aufgabe den Rücken. All das geschieht in einer Stadt, wie sie auch heute in ganz Europa sein kann - mit Kirchtürmen und Minaretten.

[Foto Holzkirche in Maramures, Rumänien] Auf dem Weg in den Norden Europas bleiben wir noch bei einer Holzkirche im Norden Rumäniens in der Maramures stehen. Sie schaut aus wie

ein Schiff, sie ist inmitten der Landschaft eine Oase, ein Ort zum Durchatmen, ein Ort, wo ein Gedanke Richtung Himmel geschickt werden kann. Wie viele hunderttausende Kirchen gibt es wohl in Europa, die mit ihrer Architektur und Kunst den Glauben verkünden? Allein in Österreich gibt es 10.000 Kirchen und Kapellen. Diese kleine Kirche liegt an der Grenze zur Ukraine. Auch dort gibt es diese Holzkirchen aus. Im Norden Europas stehen ebenfalls viele Holzkirchen.

Einsatz für Frieden und Umwelt

In der Ukraine ist derzeit Krieg. Frieden stiften ist DER Grundauftrag der Christinnen und Christen. Jesus Christus hat es uns aufgetragen und selber gelebt. Merkt man uns den Frieden an? Die Kirche Europas hat bereits einmal einen Beitrag zum Frieden geleistet: Hier sehen Sie die Nikolaikirche in Leipzig. Jeden Montag um 17.00 Uhr trafen sich unzählige Menschen zum Montagsgebet im Jahr 1989. Es hat eine weltpolitische Veränderung bewirkt: Den Fall des Eisernen Vorhangs, der Berliner Mauer.

Wir reisen nun weiter nach Nordeuropa und hören hinein in ein Lied der norwegischen Sängerin Aurora: The Seed [Lied Aurora - The Seed] - Ja wir können Geld nicht essen, wenn der letzte Baum gefallen ist. Die Klimabewegung der vielen jungen Leute hat von Schweden ausgehend, die gesamte Welt bewegt. So viele Junge Menschen überraschen uns jeden Tag wieder, wie sehr ihnen soziales und menschenwürdiges Leben am Herzen liegt, wie sehr ihnen die Zukunft unseres Planeten am Herzen liegt. Der deutsche Astronaut Alexander Gerst hat es so ausgedrückt: "Wir sehen im All, wie zerbrechlich diese Erde ist. Ich vermisse im All, dass ich den Wald auch im Winter riechen kann."

"Religions for Future" hat auch die christlichen Kirche und Religionen im Sinne von 'Laudato Si' in vielen europäischen Ländern zusammengebracht. Neben dem gemeinsamen Haus Erde ist Europa ein Sehnsuchtsort für viele leidende Menschen. Sie wollen hier ihre Zukunft verbringen und brechen auf, um hier zu leben. Viele Flüchtlinge sterben auf dem Weg hierher. Migration und der Einsatz für Menschenwürde ist ein wichtiges Thema für Europa und somit auch für die Katholische Kirche in Europa.

Flüchtlinge, Ökumene, Frauen und Queer-Szene

Der nächste Stopp unserer Reise ist nicht weit entfernt von einer Fluchtroute, soll aber ein anderes Thema benennen: Wir sind in Canterbury. Warum genau dort - in einer anglikanischen Kirche? Ich hätte doch auch in Wittenberg bei Luther stoppen können. Ja die Geschichte Europas ist auch eine Geschichte der verschiedenen und eigenen Wege von christlichen Kirchen und eine Geschichte der Ökumenischen Bemühungen.

[Foto Papst Leo XIV. und Erzbischöfin Sarah Mullally] In Canterbury gibt es seit ein paar Monaten eine Erzbischöfin, die Leiterin der gesamten Anglikanischen Kirche ist. Erzbischöfin Sarah Mullally ist die erste Frau, die dieses Amt innehat. Hier ist sie mit Papst Leo XIV. zu sehen: Das Engagement für Geschlechtergerechtigkeit, für gleiche Rechte von Männern und Frauen, ist den Menschen heute zu einem großen Teil in vielen Ländern Europas ein Anliegen. Durch die Globalisierung und die kommunikative Verbindung weltweit, setzen sich Menschen in ganz Europa für Geschlechtergerechtigkeit und auch für die Gerechtigkeit von queeren Menschen ein.

[Foto Betriebsseelsorgerin Silvia Aichmayr] In unserer Katholischen Kirche in Europa wurde hier im Sinne der Synodalität bereits viel getan. Frauen sind in kirchlichen Leitungspositionen aktiv, sie üben Pastorale Berufe aus, sie segnen und taufen. Es gibt eine große Zahl von Frauen, die sich zur Diakonin und Priesterin berufen fühlen und dies auch öffentlich sagen. Es gibt Frauen, die Anteil am bischöflichen Amt haben - zum Beispiel eine Bischöfliche Vikarin in Österreich, in Kärnten. Hier sehen sie die Österreichische Betriebsseelsorgerin Silvia Aichmayr, wie sie gerade mit den Angestellten des Linzer Stahlkonzerns Voest betet und den Hochofen segnet.

Lebensraum Social Media

Unsere nächste Station auf unserer Reise ist Portugal. Dort lebt der sehr bedeutende Influenzer Padre Guilherme. Er hat allein auf Instagram 4 Millionen Follower. Er macht religiöse Techno-

Events und hat beim Weltjugendtag 2023 in Lissabon Millionen Junge Menschen begeistert. Letztes Jahr beim Influenzertreffen in Rom im Vorfeld des Jugendjubiläums war er ein Star der Influenzer-Szene. Schauen wir einmal hinein, was er so macht. [Video Padre Guilherme im Konzert]

Der digitale Lebensraum ist ein sehr wichtiger Lebensraum in Europa und deshalb auch im synodalen Prozess sehr wichtig. Es geht darum, dass wir als Christinnen und Christen im digitalen Raum leben und auch gefunden werden. Viele Menschen wollen Antworten in einer unübersichtlichen und unsicheren Welt. Sie suchen sie auch in der Katholischen Kirche. Die Herausforderung ist es nun, dass unsere Antworten und Wegweiser lebensfördernd sind und die Vielfalt schätzen. Dass sie im Sinne des Zweiten Vatikanischen Konzils sind und die aktuelle Theologie ernst nehmen. Die Welt ist eben nicht in sieben Tagen erschaffen und wir sind zuerst geliebte Kinder Gottes und nicht zuerst in Gut und Böse einzuteilen. Dies geschieht leider auch im katholischen Kontext derzeit.

In ganz Europa gibt es mehr junge Taufwerberinnen und Taufwerber als in den Jahren zuvor. Viele von ihnen kommen über Social Media zu unseren Ansprechpartnern. Die Katechumenats-Verantwortlichen der europäischen Diözesen treffen sich daher regelmäßig und beraten diese Entwicklung. Ein großes Thema dabei ist, wie begleiten wir die jungen Menschen nach der Taufe und wo finden sie eine gemeinschaftliche Heimat? Die Pariser Diözesen machen dazu eine extra Regionalsynode. Wir sind sehr neugierig auf eure Erkenntnisse.

Tourismuspastoral und offene Kirchen

[Foto Innenaufnahme Sagrada Familia, Barcelona] Nun stoppen wir auf unserer vorletzten Station: In Spanien. Zuerst in Barcelona bei der Sagrada Familia und danach am Jakobsweg. Die Sagrada Familia ist neben dem Petersdom die meistbesuchte Kirche der Welt. 20 Millionen sehen die Kirche pro Jahr von außen, 14.000 Menschen besuchen die Kirche pro Tag. Und der Jakobsweg ist der meist begangenste Pilgerweg der Welt. [Foto Camino de Santiago]

Menschen mögen einen losen Kontakt zur Kirche haben, aber im Urlaub besuchen sie die Kirchen oder zu gewissen Zeiten im Leben gehen sie Pilgern. Das ist ein Phänomen, das mehr Menschen bewegt als in den Jahren davor. Tourismuspastoral und Pilgerbegleitung sind daher eine Form der zeitgemäßen Pastoral. Ich meine, dass die Erkenntnis dahinterstehen könnte: Ich kann Frieden, Gesundheit und einen liebenden Partner nicht machen - es wird mir geschenkt. Darum nehme ich eine Verbindung zum Himmel, zu Gott auf. In Österreich hatten wir eine Umfrage, welchen Kontakt junge Menschen zur Kirche haben: An erster Stelle war: Kerze anzünden in der Kirche.

Festivalseelsorge

Die Katholische Kirche in Europa hat vielfältige Erfahrungen mit Säkularisierung und kann dies auch in die Weltkirche einbringen. Als Katholische Kirche in Europa sind wir einerseits Gastgeberin und andererseits auch Gast in der Gesellschaft. Wenn wir Gast sind, dann verändert uns das auch. So ist das zum Beispiel bei der Festivalseelsorge.

[Foto Festivalseelsorge am Wiener Donauinselfest]. Hier in Wien am Donauinselfest. 40 Seelsorgerinnen und Seelsorger sind hier im Einsatz und sind einfach da, wenn jemand reden möchte. Und Menschen wollen reden und ihre innersten Themen besprechen. Die Stadt Wien und die Festivalbetreiber liegen uns im Ohr. Wir könnten dreimal so viele Seelsorger:innen hinschicken.

Kardinal Volk hat nach dem Konzil gesagt: "Wir schauen in eine Richtung aus der Gott kommen muss, in der Zwischenzeit steht er hinter uns und sagt: Dreh dich um, ich bin schon da!" Unsere Aufgabe ist es, um mit Klara Csiszar zu sprechen: "Die Liebe zu enthüllen, den Menschen den nächsten Schritt im Leben zu ermöglichen und das in einer Sprache der Liebe zu tun."

Deshalb der letzte Stopp in Europa auf der Via Appia in Rom [Foto Via Appia]: 2.000 Jahre haben Menschen hier sogar im Stein Furchen hinterlassen. Wahrscheinlich sind Petrus und Paulus auch schon hier gefahren. Für mich ist das ein Hoffnungszeichen: dann werden wir auch noch auf

dieser Straße als Christinnen und Christen in Europa weiterfahren können. Wir können dieser Welt und aktuellen Gesellschaft etwas mitgeben, wie wir es schon tausende von Jahren getan haben in unseren Breiten.

Mit Europas Schatz auch anderen helfen

Zum Abschluss spielt die französische Geigerin Esther Abrami ... Hildegard von Bingen

[Muikstück O Virtus Sapientiae, Arr. for Violin and String Quintet by Penelope Axtens]. In die Musik der weisen Heiligen vor 1.000 Jahren spreche ich Sätze des bereits verstorbenen oberösterreichischen Dogmatikprofessors und Priesters Gottfried Bachl aus einer Predigt aus dem Jahr 1987:

"Wir haben [in Europa] einen Schatz an geistlichen Erfahrungen, soviel erlittenes Wissen aus dem Umgang mit dem Heiligen, dass wir damit nicht nur uns selbst, sondern sehr wohl auch anderen helfen können. Die lange Geschichte des Christentums in unseren Ländern hat uns gelehrt, dass den besten Absichten und den eifrigsten Apostel der Schatten folgt, das Wider- und Unchristliche, gerade dann, wenn Bewegungen zum Wohle der Menschen mit der Verheißung auftreten: Wir stellen das Reich Gottes her!

Jede Situation ist unmittelbar zu Gott, unabhängig vom Grad der Sättigung mit irdischen Gütern. Europa bedarf der Präsenz der Christen wie jeder andere Kontinent, und zwar der praktischen, wirklichkeitswilligen, der nüchternen und aufmerksamen. Denn auch Europa wartet auf das Gesetz Christi immer noch.

Ich bin überzeugt: Nur aus dem ehrlichen Tausch der Traditionen, ihrem offenen Gegenüber und aus ihrem friedlichen Streit um die unvergessliche Sache Jesu, kann Gemeinschaft und Solidarität wachsen, im Geist des Evangeliums, zum Nutzen der Menschheit auf unserem Planeten."

"Es ist die Kirche, die die Taufe macht, und die Taufe macht die Kirche"

Wortlaut des Vortrags von Prof. Christoph Theobald SJ beim internationalen Symposium "Shaping Synodality in Europe - From Vision to Roadmap" im Bildungshaus Puchberg

Linz, 18.09.2026 (KAP) *Das Sakrament der Taufe und die Gleichheit aller Getauften bilden die Basis und theologische Grundvoraussetzung für eine synodale und missionarische Kirche. Das hat der Theologe und Ordensmann Christoph Theobald in seinem Hauptvortrag beim internationalen Symposium "Shaping Synodality in Europe" am 16. September in Puchberg bei Wels betont. Ausgangspunkt seiner Darlegungen war dabei das Schlussdokument des noch von Papst Franziskus eingeleiteten weltweiten Prozesses, das laut Theobald in entscheidenden Punkten an den Ergebnissen des Zweiten Vatikanischen Konzils anknüpft. Kathpress dokumentiert im Folgenden den Vortrag im Wortlaut:*

TAUFEXISTENZ UND TAUFEKKLESIOLOGIE

Die Gleichheit aller Getauften ist das verbindende „Element“ zwischen der Mission der Kirche und deren synodaler Verwirklichung; sie ist die sakramental-theologische Voraussetzung missionarisch orientierter Synodalität. So die zentrale These des SD der Weltsynode.

Diese These impliziert ein Verständnis von Kirche, das nicht unmittelbar auf der Eucharistiefeier aufbaut, sondern in den drei Initiationssakramenten als einem ganzheitlichen, mit der Taufe beginnenden Prozess ihre Wurzel hat. Der Begriff der „Taufekklesiologie“ ist die angemessenste Bezeichnung dieser Vision. Sie wird in mehreren Dokumenten des Zweiten Vatikanum skizziert und spielt seit dem Lima-Dokument „Taufe, Eucharistie und Amt“ (1982) eine immer größere Rolle im ökumenischen Dialog. Die Weltsynode der katholischen Kirche rezipiert diese

Taufekklesiologie und gibt ihr eine konkrete Gestalt. Sie steht im Mittelpunkt meiner pastoral-ekklesiologischen Ausführungen.

Die Gewichtverlagerung von einer eucharistischen zu einer Taufekklesiologie setzt jedoch eine Sensibilisierung des gesamten Gottesvolks voraus - „conscientização“ sagen unsere brasilianischen Freunde. Die Taufe ist der erste und fundamentale sakramentale Ritus der Kirche [Anm: Zum Thema Taufe siehe die letzte Ausgabe der ET-Studies – Zeitschrift der Europäischen Gesellschaft für Katholische Theologie 17 (2026) 1]. Er begründet eine neue Lebensform, die erfahrbar gemacht werden muss, damit sie mit innerer Überzeugung immer wieder von neuem – „bewusst“ - vollzogen werden kann. Diese dynamische Wirklichkeit nenne ich „Taufexistenz“. Sie erfahrbar machen, setzt Erfahrungsräume in unseren Ortskirchen voraus, in denen gemeindliches Zusammenleben und synodale Praktiken in missionarischer Perspektive so eingeübt werden, dass sie zu einem erfahrungsbezogenen Habitus werden, der immer wieder Neues zulässt. Genau dies ist das pastoral-ekklesiologische Anliegen des SD der Weltsynode, vor allem, aber nicht ausschließlich in seinem dritten Teil.

Ich beginne meine Ausführungen mit diesem Sensibilisierungsprozess (I), ehe ich dann in einem zweiten Schritt die konstitutiven Grunddaten einer Taufekklesiologie entwickele und den Ort des geweihten Amtes im Rahmen einer solchen Vision von Kirche präzisiere (II). In einem dritten und letzten Schritt komme ich dann auf die bereits angedeutete Gewichtsverlagerung von einer eucharistischen zu einer Taufekklesiologie zurück; Paradigmenwechsel, der sich in Europa in sehr verschiedenen, länder- und kulturbezogenen Formen zeigt (III).

I. DIE TAUFE AUF DEM WEG EINER SICH KIRCHLICH GESTALTENDEN TAUFEXISTENZ

1. Die christliche Initiation

Auf unseren Lebenswegen stellt die Taufe eine Schwelle dar: durch sie wird eine Taufkandidatin oder ein Taufkandidat „ein für alle Mal“ mit Christus Jesus verbunden, in seine Lebensgeschichte sozusagen „getaucht“ und ihm gleichgestaltet, sodass er mit Paulus sagen kann „Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir“ (Gal 2,20). Eine entscheidende Schwelle wird so überschritten. Das SD verbindet diesen Schritt mit der christlichen Initiation. Im zweiten Abschnitt seines ersten Teils - Abschnitt, auf den ich mich nun beziehe – lesen wir: „Die Taufe wird vollständiger verstanden, wenn sie in den Kontext der christlichen Initiation gestellt wird, d. h. des Weges, auf dem der Herr uns durch den Dienst der Kirche und die Gabe des Heiligen Geistes in das Pascha-Mysterium einführt und uns in die trinitarische und kirchliche Gemeinschaft hineinzieht“ (SD 24).

Der Text weist auf die Vielfalt der Formen hin, die dieser Weg annehmen kann, „je nachdem, in welchem Alter er unternommen wird, welche unterschiedlichen Schwerpunkte die östlichen und westlichen Traditionen setzen und welche Besonderheiten jede Ortskirche aufweist“ (SD 24). Nach eher zögernden Versuchen in den vorbereitenden Texten, integriert das SD den gesamten Weg christlicher Initiation mit den drei Inititationssakramenten in die Fundamente missionarischer Synodalität (SD 24-27) und knüpft so an eine altkirchliche Tradition an, die auf Initiation, oftmals in Distanz zu gesellschaftlichen Initiationsriten, größten Wert legte und dem Neophytat eine mystagogische Ausrichtung gab. Man denke nur an die berühmten „mystagogischen Katechesen“ des hl. Kyrill von Jerusalem (313-386).

Richtet man nun den Blick auf Europa, so stellt man fest, dass aufgrund der überall existierenden Säkularisationsschübe volkskirchliche Strukturen und Mentalitäten erschüttert oder sogar abgebrochen sind. Die bereits von Karl Rahner 1954 angekündigte Diasporasituation der Kirche [vgl. Karl Rahner, „Eine theologische Deutung der Position des Christen in der modernen Welt“, in Sämtliche Werke, Band 10: Kirche in den Herausforderungen der Zeit. Studien zur Ekklesiologie und zur kirchlichen Existenz, Herder, 2008, 251-273] wird immer mehr zum Normalfall, auch wenn es im kollektiven Gedächtnis unserer Gesellschaften weiterhin christliche Wertestrukturen gibt. Diese sehr differenzierte, auch kultur-politisch bedeutsame Konstellation lässt uns den Abschnitt des SD über die christliche Initiation aus der spezifischen Perspektive unserer

Ortskirchen lesen. Auch wenn die Kindertaufe trotz rapider Abnahme ihrer Zahlen weiterhin dominiert und dem Weg der Initiation eine langzeitliche Form gibt, schein die steigende Anzahl der Katechumenen eine unabsehbare Entwicklung in Gang zu bringen, wie auch immer man diese Bewegungen aus soziologischer Perspektive interpretiert. In dieser Übergangssituation erhält die Nummer 24 des SD ein besonderes Relief: „Die Kirche hört den Taufbewerbern zu und geht auf ihre Zweifel und Fragen ein. Wir werden durch das Neue bereichert, das jeder Mensch durch seine eigene Geschichte und Kultur mitbringt. In der Ausübung dieser pastoralen Tätigkeit erlebt die christliche Gemeinschaft, oft ohne sich dessen voll bewusst zu sein, die erste Form der Synodalität“ (SD 24; siehe auch SD 142)).

2. Für eine Sensibilisierung des Gottesvolkes

Die Frage, wie in unserer Übergangszeit erfahrungsbezogene Bewusstseinsprozesse in Gang gebracht werden können, stellt sich somit mit einer gewissen Dringlichkeit. Die drei folgenden, fundamentalen Strukturmomente unseres Getauft-seins eröffnen neue oder bereits seit langem erprobte Erfahrungsräume, ohne die eine, Synodalität und Mission begründende Taufekklesiologie kaum Chancen hat.

(1) Beim Überschreiten der Tauf-Schwelle zeigt sich zunächst ein erstes Strukturmoment: mit der Eingliederung in Christus Jesus ist gleichzeitig die Eingliederung in seine Kirche geben. Das SD verbindet beide, den Eingang in die trinitarische und die kirchliche Gemeinschaft (SD 24). Für viele Kirchenväter hat die Eingliederung in die lebendige congregatio fidelium, sozusagen als kollektives „Subjekt“, den Vorrang. Dies lässt sich sowohl im Rahmen der von einer existierenden Gemeinde getragenen Kindertaufe wie auch in der Perspektive des Katechumenats verstehen. Beide verlangen das pastorale Engagement vieler getaufter Akteure, ohne die – so das SD - die Taufe und die christliche Initiation kein synodaler Erfahrungsraum werden können. In diesem Raum kann dann ein zweifacher Lernprozess stattfinden: das zweite und dritte Strukturmoment unserer Taufexistenz.

(2) Das zweite Moment ist das mit dem Ephata-Ritus im Taufgeschehen verbundene Hören-Lernen. Gott selbst „reden“ hören, das heißt, die uns von ihm geschenkte Fähigkeit stereophonen Hörens aktivieren: Sein in der Schrift verborgenes Wort hören, das Wort anderer Christinnen / Christen und Mitmenschen (auch aus anderen Kulturen) hören und vor allem die innere Resonanz dieser Worte wahrnehmen, das von Augustinus so genannte „innere Wort“ (verbum internum). Durch die Selbstmitteilung Gottes ermöglicht (DV 1, 2 und 6), wird solches Hören dann fruchtbar, wenn es den eigenen Lebensweg als von Gottes Geist geführt erfahrbar macht, ihn mit dem Taufgeschehen in Verbindung bringt und - sofern es ein Katechumenat gibt - diesen Weg in der ekklesialen Vorbereitungszeit und vorher verwurzelt. Das SD entwickelt dieses Hören-Lernen in seinem dritten Teil im Zusammenhang mit der ekklesialen Unterscheidung der Geister für die Mission (SD 82).

(3) Ein drittes Strukturelement ist die entweder langzeitlich oder im Katechumenat gemachte Erfahrung, dass die innere, vom Geist inspirierte Motivation zur Mission nur im stereophonen Hören des Gotteswortes, in der sakramentalen Eingliederung in Christus und seine Kirche durch Taufe und Firmung (SD 25) und vor allem in einem wachen Blick auf die Umwelt wachsen kann. Auch hier spielt das missionarische Engagement der Getauften, die die Initiation begleiten eine entscheidende synodale Rolle.

Eine wichtige sprachliche Unterscheidung in den Übersetzungen des SD ist hier von Bedeutung: fast alle Versionen benutzen den Begriff der „Mission“, die deutsche Übersetzung den Begriff der „Sendung“. Mir scheint, dass damit zwei komplementäre Akzente gesetzt sind. Im Begriff der „Sendung“ wird eher die Quelle des Engagements betont, im Sinne des johanneischen Jesuswortes „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich Euch“ (Joh 20,21). Der Getaufte kann seine „Sendung“ nie im eigenen Namen leben, sondern „im Namen eines anderen“, im „Im Namen Christi“, im Namen eines anderen Getauften. Man kann dieses zentrale Moment unserer Taufexistenz auch „Sendungsstruktur“ nennen. Wenn man dieses strukturelle Element des Getauft-Seins nicht wahrnimmt, erreicht die Sendung durch das ordinierte Amt (auf das später noch

eingegangen wird) den Getauften oder die Getaufte lediglich von außen, sodass sie vielfach nur als etwas Äußerliches oder gar als von einer autoritären Instanz verfügt empfangen werden kann. Im Begriff der „Mission“ hört man eher die mit der „Evangelisierung“ gegebene Beziehung zur gesellschaftlichen Umwelt. Das Ziel bleibt auf jeden Fall der paulinische Ruf, den der Geist Gottes als verbum internum in jedem Getauften und in der Kirche als Ganzer hörbar macht: „Weh mir, wenn ich das Evangelium nicht verkünde!“ (1 Kor 9,16 und LG 17).

Ich bestehe auf der Notwendigkeit pastoraler Erfahrungsräume, da die Gefahr besteht, dass der gesamtkirchliche Aufruf zur Synodalität unsere Gemeinden nur von außen oder von oben erreicht und deren Verwirklichung vor Ort zu einer Pflichtübung macht. Die drei Strukturmomente bleiben dann getrennt, die Taufexistenz unterbelichtet, die Mission eine Spezialaufgabe einiger Akteure und deren synodale Ausübung eine programmatische Formel. Daher die Notwendigkeit, pastorale Erfahrungsräume zu schaffen, in denen schrittweise die innere Verbindung aller drei Momente für Jedermann erfahrbar wird, damit die Taufekklesiologie des SD nicht eine abstrakte Leerformel bleibt.

II. ZU DEN EKKLESIOLOGISCHEN IMPLIKATIONEN DER TAUFE

Die Grunddaten einer solchen Taufekklesiologie finden sich in den zentralen Texten des Zweiten Vatikanums und sind im SD allgegenwärtig. Ich unterscheide hier fünf konstitutive Bausteine.

1. Die Gleichheit aller Getauften

An erster Stelle steht die anfangs erwähnte Gleichheit (aequalitas) aller Getauften. Sie wird in der Nummer 32 der Konstitution Lumen gentium grundgelegt. Es heißt dort: „Wenn auch einige nach Gottes Willen als Lehrer, Ausspender der Geheimnisse und Hirten für die anderen bestellt sind, so waltet doch unter allen eine wahre Gleichheit in der allen Gläubigen gemeinsamen Würde und Tätigkeit zum Aufbau des Leibes Christi“. Würde und Tätigkeit! Genau dies ist die Funktion der bereits angesprochenen „Erfahrungsräumen“: im gemeinsamen Tun lernen die Gläubigen voneinander und werden sich so der in ihrer Taufexistenz wurzelnden gemeinsamen Verantwortung bewusst. Denn die Gleichheit aller Getauften und ihre gemeinsame Verantwortung sind nicht nur eine Gabe, sondern auch eine Aufgabe. Und die allererste Frucht dieser Gleichheit und Mitverantwortung ist dann der Freimut (Parrhesia), mit der alle Getauften aufeinander hören lernen, frei und nicht unterwürfig miteinander reden und gegenseitig mitteilen, was sie empfangen haben.

2. Eine differenzierte Gleichheit: Charismen, Glaubenssinn und universaler Konsens

Zweitens ist diese grundsätzliche Gleichheit differenziert und erzeugt ein erstes Spanungsverhältnis (es gibt drei), das fast notwendigerweise Missverständnisse und Konflikte mit sich bringt. Einerseits gewinnen die, in der Taufexistenz mitgegebenen Charismen und Berufungen in ihrer jeweiligen auch kulturellen Singularität, samt einer neuen Aufmerksamkeit für die benachteiligten Glieder in Kirche und Gesellschaft, eine immer größere Bedeutung. Andererseits zeigt sich in dieser charismatischen Differenzierung unserer Taufexistenzen der sensus fidei, der den, immer wieder von Neuem zu suchenden und dankbar anzunehmenden Konsens aller Getauften (consensus universalis) im gemeinsamen Glauben und Tun zum Ziel hat (LG 12). Diese Grundspannung im Kern einer auf der Gleichheit aller Gläubigen beruhenden Taufekklesiologie ist der theologische Ort, an dem die Synodalität als konstitutive Dimension der Kirche wahrgenommen werde kann.

Die sehr weitreichenden praktischen Konsequenzen dieser Wahrnehmung werden im dritten Teil des SD entfaltet. Die Grundspannung zwischen der charismatischen Differenzierung der Kirche und ihrer Einheit oder „Harmonie“ verlangt nach einem synodalen modus vivendi et operandi: eine ekklesiale Unterscheidung der Geister für die Mission, eine Neustrukturierung der Entscheidungsprozesse und die Pflicht aller Beteiligten zur Rechenschaft und Evaluierung. Der bereits im Zweiten Vatikanum gebrauchte Begriff der „differenzierten Mitwirkung (participatio)“ trägt dieser taufekklesiologischen Perspektive Rechnung. Die Differenzierung dieser Mitwirkung aller wird zunächst negativ eingegrenzt, mit Bezug auf die patristische Regel eines dreifachen

„nihil sine“ („nichts ohne“ den Bischof, den Rat der Priester und das Volk). Diese negative Bestimmung der Mitwirkung aller eröffnet jedoch gleichzeitig einen offenen „Raum“, in dem die institutionell garantierten Mitwirkungsorgane ihren Platz haben (was natürlich charismatisch differenzierte Entscheidungs- und Leitungskompetenzen verlangt); „Raum“, in dem sich aber auch konkrete, erfahrungsbezogene Lernprozesse entwickeln können, die von einer durch den Geist Gottes ermöglichten, jedoch niemals garantierbaren „Umkehr“ abhängen.

Dieses zweite konstitutives Element einer Taufekklesiologie ist der Ausdruck des munus propheticum der Gesamtheit aller Getauften (universitas fidelium), deren Mitwirkung (participatio) am prophetischen Dienst Christi in LG 12 grundgelegt ist. Als solches lässt sich dieses munus nicht auf ein Wortgeschehen reduzieren, sondern impliziert - in der Perspektive von Dei verbum - eine „innere Verknüpfung“ von Wort und Tat (DV 2). Im SD spielt das munus propheticum die zentrale Rolle (SD 22 et 47-48). Denn die ihm eigene Spannung zwischen charismatischer Differenzierung und gemeinsamen sensus fidei macht die Synodalität in Wort und Tat zu einer inneren Notwendigkeit unserer Taufexistenz.

3. Die prophetisch-missionarische Dimension der Taufekklesiologie

Wird dieses Spannungsfeld vor Ort verwirklicht, dann erhält es eine prophetisch-missionarische Dimension in der Gesellschaft, wie sie zum ersten Mal in Gaudium et spes und in Ad gentes durchbuchstabiert wird. Die Synodalität „als soziale Prophetie“ ist der dritte Baustein einer Taufekklesiologie (SD 47-48). Sie macht eine weitere konstitutive Spannung, die zweite sichtbar: zwischen einer internen Ausübung des munus propheticum durch die congregatio fidelium und deren Präsenz im Beziehungsgeflecht unserer Umwelt; zentrale Thematik im zweiten Teil des SD. Papst Leo greift diese missionarische Dimension in Magnifica humanitas wieder auf (MH 86-88) und stellt sie in ein Wechselspiel zwischen der Umkehr und Veränderung unserer konfliktreichen innerkirchlichen Beziehungen und den Beziehungen in unseren menschlichen Gesellschaften. Konsequent gelebte Synodalität kann dann zu einem glaubwürdigen prophetischen Zeichen in der Welt werden. Diese Zeichenfunktion impliziert, dass alle Getauften ihre missionarische Aufgabe verantwortlich ausüben, vor allem in den „Mitwirkungsorganen“ der Kirche (SD 103-108).

4. Das Gotteswort: theologale Quelle des munus propheticum

Das Munus propheticum der congregatio fidelium und eines jeden Getauften existiert nicht ohne seine Quelle, d.h. seine innere Rückbindung an das wirksame Gotteswort (DV 1). Diesen vierten konstitutiven Baustein einer Taufekklesiologie, von dem bereits die Rede war, hätte ich eigentlich zu Beginn nennen müssen, da er ihre theologale Voraussetzung ist. Das Hören des Evangeliums (eu-aggelion) ermöglicht unser gegenseitiges Zuhören und mündet in der eucharistischen Danksagung Christi (eu-charistia), die als die letztlich angemessene Antwort auf das Hören des Gotteswortes gilt. Die Synodalität, die dieses Hören verwirklicht, hat somit ihren Platz zwischen den beiden Tischen des Wortes Gottes und des Leibes Christi (DV 21). Der Römerbrief und die Apokalypse nennen diese ganzheitliche Dynamik den „geistigen Gottesdienst“ aller Getauften (Röm 12,1), bzw. das „königliche Priestertum“ des Gottesvolkes (Offb 1,6 und 5,10; siehe auch LG 10).

5. Das geweihte Amt

Der letzte ekklesiologische Baustein sind die Ämter und das geweihte Amt. Nur von letzterem soll hier die Rede sein. Dieses konstitutive Element führt eine dritte Spannung in eine, auf der Gleichheit aller Gläubigen beruhende Taufekklesiologie ein und ermöglicht, wie die bereits genannten Spannungen, unvermeidliche Missverständnisse und Konflikte.

Papst Franziskus hat zwei sinnträchtige Metaphern geprägt, um die notwendige Umkehr aller Getauften und zunächst derer, denen ein geweihtes Amt übertragen wird, zu visualisieren. In seiner Ansprache zur 50-Jahrfeier der Synode (2015) gebraucht er das Bild von der umgekehrten Pyramide: „In der Kirche befindet sich der Gipfel wie bei einer auf den Kopf gestellten Pyramide unterhalb der Basis“; und in seiner apostolischen Konstitution Episcopalis communio (2018) weist er dem Amt des Bischofs einen ganz bestimmten Platz auf dem Weg aller Getauften an:

„Der Bischof soll vor dem Volk gehen und den Weg weisen; mitten unter ihm gehen, um es in der Einheit zu stärken; hinter ihm gehen, sowohl damit niemand zurückbleibt, aber vor allem, um dem Spürsinn zu folgen, den das Volk Gottes hat, um neue Wege zu finden“. In diesem Zusammenhang von „Dienst“ reden ist natürlich eine präzise Beschreibung, hilft aber meiner Meinung nach nicht sehr viel weiter, da dieser christologische Begriff alle Getauften betrifft.

In einem tauf-ekklesiologischen und synodalen Rahmen, besteht die fundamentale Funktion des geweihten Amtes darin, die congregatio fidelium „im Namen“ des dreifaltigen Gottes heraus- und einzuberufen. Die neutestamentliche Formel „im Namen Jesu Christi…“ (Apg 3,6; Joh 14,13 und 16,23) entspricht der, in der Taufe angelegten „Sendungsstruktur“, von der im Zusammenhang mit unserem Getauft-sein bereits die Rede war: die Einberufung der Gemeinde aller Getauften kann niemals eigenmächtig vollzogen werden, sondern nur „im Namen Gottes“ und seines Wortes. Denn im Akt dieser Einberufung geht es um die theologale Quelle des munus propheticum, und das heißt um dessen Rückbindung an das aktive Wort Gottes, insofern allein dieses lebendige Wort die Congregatio fidelium zu einer prophetischen Gemeinde macht.

Als Getaufter ist der Amtsträger dieser „Sendungsstruktur“ selbst verpflichtet. Gleichzeitig ist er aber auch ihr „Garant“. Der bis jetzt nur andeutungsweise eingeführte Begriff der Institution hat hier seinen theologalen Ursprung. Negativ gesprochen: niemand in der Kirche kann im eigenen Namen handeln; positiv gewendet: das sakramentale Amt hat die unverzichtbare Funktion die fundamentale „Sendungsstruktur“ der Kirche zu „garantieren“. Die weiteren Funktionen leiten sich, bei aller historischen Offenheit, aus dieser sakramentalen Grundfunktion ab: Garantie eines stereophonen Hörens des Gotteswortes, Einberufung der Gemeinde zur eucharistischen Danksagung, pastorale Leitung der Gemeinden und Ortskirchen, im Sinne der von Papst Fraziskus vorgeschlagenen Metaphern, usw. [Anm: Es ist hier nicht der Ort, um eine Theologie des geweihten Amtes zu entwickeln. Es geht lediglich darum, dessen Verwurzelung in einer „Tauf-Ekklesiologie“ aufzuzeigen] In diesem institutionellen Zusammenhang ist es jedoch äußerst bedeutsam, dass das SD in seinem vierten Teil die Definition des petrinischen Dienstes in der Konstitution Pastor aeternus (DzH 3050 s.) und in der Konstitution Lumen gentium ergänzt: „Der Bischof von Rom, der das Prinzip und das Fundament der Einheit der Kirche ist (vgl. LG 23), ist der Garant der Synodalität“ (SD 131). Im Rahmen einer Taufekklesiologie heißt dies, dass die Funktion der „Garantie“ (die ich hier nicht ausbuchstabieren kann) ganz im Dienst der in den Initiationssakramenten gründenden Synodalität steht und diese nicht ersetzt.

Die hier nur kurz skizzierten fünf konstitutiven Element können – so eine zusammenfassende Bemerkung - als Bausteine einer Taufekklesiologie verstanden werden, die nicht erst im Nachherein, sondern in ihrem Wesen synodal und missionarisch ist. Denn im Kern dieser auf der Gleichheit aller Gläubigen beruhenden Ekklesiologie existiert eine dreifache Spannung: zwischen einer immer komplexer werdenden charismatischen und kulturellen Differenzierung der Kirche und dem sensus fidei aller Getauften, mit dem Ziel eines immer wieder von neuen zu erringenden consensus omnium; zwischen der internen und der gesellschaftlich-missionarischen Funktion des von Christus empfangenen munus propheticum; zwischen der Taufexistenz der geweihten Amtsträger und ihrer Funktion, die „Sendungsstruktur“ der Kirche zu „garantieren“. Spannungen erzeugen Ungleichgewichte, Konflikte und Widerstände, zeitgebundene und kulturelle Ungleichzeitigkeiten. Sie werden immer wieder zu einer Crux. Wer Ohren hat, hört hier viele Klagen und Leiderfahrungen. Synodalität als modus procedendi et vivendi wächst in dieser Erfahrung und ist die vom Geist inspiriert Weise Spannungen, wie in der Apostelgeschichte, in fruchtbare, zukunftsorientierte Spannungsfelder zu verwandeln. Das kanonische Recht hat hier natürlich eine zentrale Funktion der „Garantie“. Die Umkehr und die, auch ökumenische Befriedung der congregatio aller Getauften hat jedoch niemand in der Hand, da sie wie die Erfahrung des Hörens nicht von außen diktiert werden kann, sondern aus dem Inneren kommen muss; womit die pneumatologische Grenze aller „Garantien“ angedeutet ist. Auch die Aufgabe der Ekklesiologen kann es nicht sein, eine bestimmte Ekklesiologie sozusagen von außen vorzuschlagen. Aus diesem Grunde bestehe ich auf den zu schaffenden „Erfahrungsräumen“.

Die in diesen Räumen entstehenden zukunftsweisenden Lernprozesse sowie die sich äußernden Widerstände können allerdings erst dann etwas deutlicher wahrgenommen werden, wenn man sie in der bereits erwähnten Übergangszeit in Europa ansiedelt. Hierzu noch einige vorsichtige Bemerkungen; vor allem, um etwas Distanz oder Höhe zu gewinnen zu dem, was hier vorgestellt wurde.

III. TAUFEXISTENZ UND TAUFEKKLESIOLOGIE AUF DER SCHWELLE ZU EINER NEUEN EPOCHE

1. Eine Übergangszeit

Zu Anfang wies ich auf einen mehr oder weniger aussagekräftiger Indikator für den Wandel des Christentums in Europa hin: die rapide abnehmende Zahl der Kindertaufen und der proportionell mehr oder weniger signifikante Anstieg der Taufen von Jugendlichen und Erwachsenen. Wie auch immer ihre Zukunft aussieht, bringen letztere nicht mehr eine vererbte Zugehörigkeit, sondern eine persönliche Glaubensentscheidung zum Ausdruck, die vor allem in unseren säkularisierten Gesellschaften eine entscheidende Rolle spielt. Heute existiert diese Situation nicht nur in den Minderheitskirchen Europas, sondern in mehreren unserer Großkirchen; Phänomen, das weder die weiterhin noch starke Praxis der Kindertaufe relativiert, noch die damit verbundene Kinder- und Familienpastoral (SD 61-64)

Diese komplexe Situation muss im Rahmen der sich überall zeigenden Krise einer Vermittlung kirchlichen Glaubens an die nächsten Generationen verstanden werden. Wir werden uns immer mehr bewusst, dass die Zukunft der Kirche in Europa unter rein menschlicher Perspektive nicht „garantierbar“ ist und dass wir nicht Herren dieser Weitergabe sind; was vielfach Pessimismus und manchmal Panik provoziert, aber auch die Fähigkeit, Selbstverständliches mit Freimut (Parrhesia) zu hinterfragen, und vor allem freudige Dankbarkeit für die der Kirche geschenkten neuen Glieder und die nicht selbstverständliche Überzeugung, dass sie sich auf den Geist Gottes verlassen darf. Nicht nur die Katechumenen, sondern auch alle anderen Personen und Eltern, die für ihre Kleinkinder um die Taufe bitten, tragen dazu bei, ein vertrauensvolles (und nicht triumphalistisches) geistlich-pneumatisches Verhältnis zur Zukunft der Kirche zu finden. Dies ist der fundamentale Erfahrungsraum, in dem unsere Taufexistenz und deren tauf-ekklesiologischen Voraussetzungen bewusstwerden („conscientização“) und der missionarischen Synodalität einen positiven Resonanzboden bieten können.

2. Gewichtsverlagerung von einer eucharistischen Ekklesiologie zu einer Taufekklesiologie

Im Hintergrund dieser relativ neuen Situation steht die eingangserwähnte Gewichtsverlagerung von einer eucharistischen Ekklesiologie zu einer Taufekklesiologie. In seinen Meditationen über die Kirche (1953), hat Henri de Lubac eine Formel geprägt, die vor allem nach dem Konzil viel und oftmals einseitig wiederholt wurde: „Es ist die Kirche, die die Eucharistie macht (qui fait l’Eucharistie), es ist aber auch die Eucharistie, die die Kirche macht (qui fait l’Eglise)“ [vgl. Henri de Lubac, Méditation sur l’Église, Paris, Aubier, 1953, p. 113 (in Œuvres complètes, t. VIII, Paris, Éditions du Cerf, 2008, p. 112-113)]. Diese an sich wertvolle, zirkulare Einsicht steht allerdings in der Gefahr, das dritte Initiationssakrament und das mit ihm verbundene geweihte Amt von der Taufdynamik zu isolieren. Im Blick auf die Liturgiekonstitution des zweiten Vatikanums muss jedoch festgehalten werden, dass die Eucharistie als Höhepunkt und Quelle auf einem kollektiven Glaubensweg angesiedelt ist (SC 9-11) und die „participatio actuosa“ aller Getauften impliziert. Das SD der Synode vertritt von Anfang an eine Taufekklesiologie – „Die Identität des Volkes Gottes erwächst aus der Taufe im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“ (SD 15) – und führt die Eucharistie erst in einem zweiten Schritt ein: „Die Eucharistie, Quelle der Gemeinschaft und der Einheit, nährt das Volk Gottes auf seinem Weg zum Reich Gottes“ (SD 16). Durch die hier dokumentierte Gewichtsverlagerung wird die Eucharistie keineswegs in ihrer zentralen Bedeutung abgewertet. Im Gegenteil ist es eine geniale Einsicht des Textes, wenn er seine Überlegungen zu den Initiationssakramenten aus einer synodal-missionarischen Perspektive mit einer Parallele zwischen Synaxis und Synodos abschließt und daraus liturgische und mystagogische Konsequenzen zieht (SD 27).

Man kann daher im Sinne der allen kirchlichen Differenzierungen vorausliegenden Taufe durchaus die Formel wagen: „Es ist die Kirche, die die Taufe macht (oder feiert); es ist aber auch die Taufe, die die Kirche macht (oder aus der Taufe erwachsen lässt)“. Dass diese Verschiebung nicht selbstverständlich ist, braucht uns nicht zu erstaunen. Sie bleibt jedoch der theologische Hintergrund der vom SD initiierten Umkehr und Reform der Kiche.

Ich komme zum Schluss. Aus dem Gesagten folgt, dass wir nach der Weltsynode in Rom mit einem langen Lernprozess in Europa rechnen müssen. Er wird sich wohl sehr unideologisch an unsere unterschiedlichen lokalen Situationen anpassen müssen. Dabei scheint mir der wichtigste Punkt eine erfahrungsbezogene Pädagogik zu sein, die die drei hier entwickelten Schritte ernst nimmt: eine Belebung unserer Taufexistenz, die darauf aufbauende Eröffnung tauf-ekklesiologischer Räume, in denen synodale Praktiken Lernprozesse in Gang bringen, und der geduldige Aufbau eines neuen, geistlich-pneumatischen Verhältnisses zur Zukunft unserer Kirchen in Europa, mit dem Ziel einen offenen Resonanzboden für die Rezeption der Weltsynode zu schaffen. Vielleicht darf man hoffen, dass die bald anstehende europäische Kirchenversammlung, jenseits aller gegenseitigen Karikaturen, einen geschwisterlichen Austausch über die hier angesprochenen Erfahrungen ermöglicht.

kathpress

IMPRESSUM:
Medieninhaber (Verleger) Herausgeber, Hersteller: Institut "Katholische Presseagentur"
Chefredakteur & Geschäftsführer: Paul Wuthe
Redaktion: Andreas Gutenbrunner, Henning Klingen, Franziska Libisch-Lehner, Jutta Steiner, Johannes Pernsteiner, Georg Pulling
Alle: A-1011 Wien, Singerstraße 7/6/2 (Postfach 551)
Tel: +43 (0)1 512 52 83 | Fax: +43 (0)1 512 5283 – 1337
E-Mail an die Redaktion: redaktion@kathpress.at
E-Mail an die Verwaltung: buero@kathpress.at
Internet: www.kathpress.at
Bankverbindung: Schelhammer Capital Bank AG
Kto.Nr. 10.2343 | BLZ 19190
IBAN AT22 1919 0000 0010 2343/ BIC:BSS-WATWW
DVR: 0029874(039)